

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 5. März 1933.

Die drei Österreicher.

Von Wolfgang Federan.

Ein Jahr nach dem Ausbruch der großen russischen Revolution war die Nachricht von dem Umsturz und der Absetzung des Zaren auch nach Tojma gekommen, einem kleinen Dorf irgendwo oben an der Suchozna, sechs oder sieben Tagesreisen von der nächsten Bahnstation, wo es sieben Monate Winter, drei Monate fruchtlosen Schmutz und sechzig Tage lang tropische Hitze gab. Zuerst als dunkles Gerücht, daß oben, in Petersburg, nicht alles so stünde, wie es stehen sollte. Man munkelte hier, man flüsterte dort, man machte sich so seine Gedanken, und nach dem Gottesdienst gab es große Zusammenkünfte auf dem Kirchhof. Genaueres wußte man nicht, denn die paar Zeitungen, die sich ab und an, auf märchenhafte Art hierher verirrt, waren zum meist mehrere Jahre alt — und selbst wenn sie neueren Datums gewesen wären, hätte wohl niemand sie lesen können. Der Pope — ja, vielleicht, aber der war sehr reserviert, und man mochte ihn nicht fragen. Denn es hieß, die Bewegung richte sich auch gegen die Geistlichkeit. Und die zwei oder drei versprengten österreichischen Kriegsgefangenen, die hier in holder Eintracht mit den Bauern hausten, die hüteten einsteilen ihre Zunge wohl. Sicher wußten sie mehr als die Bauern — aber „Revolution ist immer eine saule Sache“ sagte Alois Stadelbacher, „Teifi, teifi. Man kann nie wissen, wies auskommt, und warum sollen wir uns die Schnauze verbrennen, solange wirs nicht nötig haben.“

Immerhin, irgendetwas war los drüben, in Petersburg oder Moskau, das war schon sicher. Umsonst war Pawel Achimowitsch Krasnow, der Herr, der oberhalb des Dorfes das schöne große Steinhaus hatte, und das riesige Gut, auf dem jeder Mann und jede Frau aus dem Dorf allwöchentlich zwei Tage fronen mußten, und die ungeheuren endlosen Wälder, die allein ein Vermögen darstellten, in letzter Zeit nicht so fürchtbar höflich. Sagte er nicht neulich sogar Townerichsch — Kamerad — zu dem alten Kalgan, den er doch nie leiden konnte? Und warum hatte er seine Frau und Sachsa, seine schöne, blondhaarige Tochter, jetzt zu Beginn des Winters, hierher kommen lassen? Warum ging er nicht zum Winter nach Petersburg, wie er es sonst doch immer getan hatte. „Es geht den Herren an den Krage“, munkelte Wassilij Pawlowitsch, der Rotbärtige, und Kalgan fuhr sich mit beiden Händen durch die dichten grauen Haare und lächelte böse und verstockt. Der tote Jegor, von dem alten Trawnikow der Sohn, nahm den Mund gewaltig voll.

Aber man achtete nicht sehr auf ihn, denn „Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe, gleich jetzt werdet ihr es sehen“, sagte Jegor wiederholt, „Angst haben sie, die Herren, jetzt, wo es los geht — und ich werde euch das beweisen.“

Er deutete mit der Hand nach der Landstraße, wo eben Krasnow, der Herr, in seiner einpännigen Breitdeckschleife langsam den tiefen Sand des Sommerweges angefahren kam. Denn es war schon Anfang Oktober und noch kein Schnee gefallen. Auch die Nachtfröhen waren bisher völlig ausgeblieben, ein bedenkliches Zeichen.

Jegor ging herunter und stellte sich breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, an den Rand der Straße. Er blinzelte den Herrn, der selbst lutschierte und schon ganz nahe war, herausfordernd und mit offensichtlichem Hohn an. Krasnow, groß, vierschrötig begriff sofort, daß hier Grundschliches entschieden werden sollte. Er kannte seine Bauern gut, und wußte ganz genau, wie es in Petersburg und im Westen Rußlands ausah. Denn er bekam Briefe und Zeitungen und er hatte viele Verbindungen — freilich das alles konnte ihm jetzt wenig helfen. Einen Augenblick packte ihn die Angst — er war eigentlich nicht feige, aber er dachte an seine Frau, an sein Töchterchen, das er vergötterte, er dachte an all das Blut, das in den Städten schon geflossen war — nun sah er die freche Fratze Jegors, dieses Tunichtguts, vor sich, sah die vor Erwartung gespannten Gesichter der Bauern oben an der Kirche — sein Gesicht wurde aschfahl. Aber es war wirklich nur ein Augenblick — dann fiel die Wut über ihn wie ein Mantel, er sprang vom Wagen und hieb dem Burcht das dicke Ende des Peitschenstils mit so fürchtbarer Wucht durchs Gesicht, daß der nur einmal laut aufheulte und dann wie ein Klotz in den Staub der Straße fiel.

Die Bauern sprangen wie elektrifiziert auf, betrunkenen sich und verbeugten sich tief, fast bis zur Erde. Krasnow dankte nicht, er sah schon wieder auf dem Wagen und fuhr langsam, als wäre nichts geschehen, mit einem unendlich verächtlichen Lächeln weiter.

„Und es ist doch wahr, was Jegor sagte“, flüsterte Kalgan, während sich einige um den Ohnmächtigen bemühten.

Das war am Sonntag gewesen, am Montag kamen drei Männer auf Fahrrädern aus dem Nachbardorf Guschka, besetzten ein großes rotes Plakat an der Monopolbude, sprachen hier und dort ein paar Worte, schlossen sich mit Jegor, der eine breite Binde um den Kopf trug und gefährlich ausah, einige Stunden ein und hatten eine lange Unterredung — und verschwanden am späten Nachmittag, nicht ohne bekannt zu geben, daß sie bald wiederkämen. Es waren Männer in gelben Lederjaden und ebensolchen Mützen, Ortsstrenge, offenbar aus dem Westen, sehr sauber, fast vornehm, aber auch ein wenig verwegen aussehend.

Der flüchtige Besuch der drei Fremden beschäftigte die Bauern lebhaft. „Es sind Rotgardisten“, sagte Jegor und tat sehr geheimnisvoll. Schließlich mußte er aber doch zugeben, daß er nicht vielmehr erfahren habe, als daß die Regierung gestürzt sei, daß Arbeiter, Soldaten und Bauern sich selbst registrierten, und daß nun alle frei seien. „Frei“, murmelten die Bauern und das Wort belam einen ganz klotzigen Klang. Es ließ sich so schwer vorstellen.

Am Abend stand alles, die ganze Bevölkerung des Dorfes, vor dem großen roten Plakat an der Monopolbude. Hier war etwas zu lesen — unbedingt mußte es gelesen werden. Aber keiner verstand es. „Man sollte die Österreicher holen“, sagte einer. „Nein“, widerrief Kalgan, „man weiß nicht, ob sie uns nicht belügen werden, wenn etwas für Unangenehmes hier steht.“ Andere rieten, den Herrn, Pawel Achimowitsch, herbeizuschaffen. „Gut“, sagte Kalgan, „er soll kommen und die Österreicher auch. Sie werden sich gegenseitig kontrollieren und die Wahrheit sagen.“ Die Österreicher waren bald zur Stelle. Eine Abordnung wanderte zu Krasnow, ins Herrenhaus. Sie waren sehr bescheiden, als sie ihr Anliegen vortrugen, und hielten die Mützen in der Hand. Aber ihre Gesichter waren eine dunkle Drohung. Krasnow ahnte: dies ist nun das Ende. Er ging ins Haus zurück und küßte Frau und Kind. Alle weinten. Und während er dann, von den Bauern umringt, das Haus verließ, fuhr vom Hof hinten der Tarantas mit den beiden Frauen, von dem alten treuen Diener Piotr gelenkt, nach Selabuga, wo der Bruder der gnädigen Frau wohnte, in einer einsamen, menschenarmen Gegend.

Als Krasnow im Dorfe erschien, waren die Österreicher schon anwesend. Sie grüßten höflich und ein bißchen verlegen — die Bauern schwiegen nicht ohne Ehrerbietung. Es war eine beängstigende Stille.

Krasnow trat ohne zu zögern vor. Er überflog mit einem Blick das Plakat und er wußte, daß dies sein Ende bedeutete.

Und dann las er mit erhobener Stimme den Aufruf der Sowjet-Regierung an die Landbevölkerung, begann mit der Rede: „Es lebe das freie Rußland“ und verschwieg kein Wort von dem Inhalt, las ohne zu stocken diese ganze aus Wahrheit, wüster Hege, Fanatismus und kluger Berechnung geborene Epistel und endete schließlich mit der Aufforderung, die Adligen und die Bürger zu enteignen, sich ihrer, wenn nötig, gewaltsam zu entledigen und in jeder Gemeinde einen Dorssowjet nach genau vorgeschriebenem Muster zu gründen.

„Steht das wirklich alles da drauf?“ fragte Wassilij Pawlowitsch und deutete auf das Plakat.

„Ja“, sagte Krasnow und drehte sich nicht um. Seine Lippen bewegten sich, als ob er betete. Die Österreicher nickten wortlos mit den Köpfen.

„Ja, dann hilft das nichts“, sagte Wassilij Pawlowitsch. „Was gedruckt ist, ist wahr, das ist immer so gewesen.“

„Wahr, wahr“, murmelten die Bauern.

„Pawel Achimowitsch, du mußt dann wohl sterben“, wollte der Bauer sagen. Aber er kam nicht dazu. Ehe er noch den Mund geöffnet hatte, kramte ein Schuß. Oder waren es zwei? Jegor und Kalgan — beide hielten eine noch rauchende Pistole in der Hand. Niemand wußte, wie sie zu den Waffen gekommen waren. Krasnow lag am Boden — er war tot, war erledigt worden, ohne daß er auch nur ein Wort sagen konnte.

Die Leiche des Gemordeten wurde bei Seite geschafft und der Pope benachrichtigt. Morgen, bei der Beerdigung, würde alles dabei sein und sich betrogen. Man hatte ein gutes Gewissen trotz allem, denn man hatte ja nur getan, was von oben angeordnet wurde. Es galt nun, den Dorssowjet zu wählen. Wassilij Pawlowitsch schlug die drei Österreicher vor — drei Mann sollten es sein und Bauern oder Soldaten. Waren die Österreicher nicht Soldaten? Gewiß doch! Und sie konnten lesen und schreiben. Das würde nun wohl wichtig sein. Jegor und Kalgan stimmten dagegen ein und meinten, es müßten Russen sein. Aber sie wurden überstimmt. Einerseits, weil man ahnte, daß sie selbst gern diese Posten bekleiden wollten — und man fürchtete ihren Ehrgeiz und ihre Gewalttätigkeit, andererseits, weil in dem Plakat wirklich nichts davon stand, daß es Russen sein mußten. Es hieß da nur „aus eurer Mitte.“ Lebten nicht die Österreicher seit drei Jahren in ihrer Mitte? Ja! Nun also!

Und außerdem konnten Jegor und Kalgan weder lesen noch schreiben.

Stadelbacher hatte den anderen zugeplinkt — man nahm die Wahl ohne Ziererei an. Man durfte sich die Bauern nicht verärgern — drei gegen hundert. Es war immer besser, ihr Führer zu sein als ihr Opfer. Der tote Krasnow redete eine überzeugende Sprache.

So kam es, daß in dem weitabgegangenen Dorf Tojma drei Österreicher, Stadelbacher, Einzheimer und Grinzig — so hießen sie — die Geschicke der kleinen Gemeinde lenkten. Böllig selbständig und völlig unangefochten. Die Kadler in ihren Lederjaden kamen nicht zurück — das Dorf wurde von der Welt vergessen. Das Dreigestirn registrierte auf eigene Faust, und da man klug und vorsichtig war, so gelang es, im Laufe der nächsten Jahre wirklich Wertvolles zu leisten. Man arbeitete ungesähr nach den von Petersburg gegebenen Richtlinien — schon um sich für alle Fälle den Rücken zu decken. Im übrigen ließ man ihnen völlig freie Hand, die notwendigen Konferenzen ohne Überstürzung und in geschickter Anpassung an die gegebenen Verhältnisse durchzuführen.

Die Nachbarn aus Guschka sahen mit Neid auf diese Entwicklung. Es war ihnen in dieser ganzen Zeit nicht gelungen, einen arbeitsfähigen Sowjet zusammenzubringen. Alles scheiterte an gegenseitigem Haß, Mißtrauen und Zwietracht.

Da saßen sie schließlich einen abenteuerlichen Plan. In einer dunklen Winternacht drangen sie in die Hütte der Österreicher und forderten sie auf, mitzugehen. Es waren mindestens dreißig Mann. Trotzdem weigerte sich Einzheimer energisch. Er wußte wohl warum. Aber man fesselte alle drei, lud sie mit sanfter Gewalt auf einen Schlitten und fuhr mit ihnen davon, ehrfürchtig, aber energisch.

Große Überraschung am anderen Morgen in Tojma.

Die Sache kam bald heraus. Man schickte Boten an das Nachbardorf mit der strikten Aufforderung, die Österreicher freizulassen. Ohne Erfolg. Auf alle Überredungsversuche, Bitten und Drohungen antwortete man mit Spott und Hohn. Hatte man nicht auch Anspruch auf einen draußbaren Sowjet? Und hatten die anderen den ihren nicht lange genug gehabt? Es war nur recht und billig, daß sie ihn auch mal an die Nachbarn herließen.

Man tat, als wären die drei Österreicher eine Sache, die man verlesen, kaufen oder verkaufen konnte. Man hatte sie gestohlen — nun gut, kommt und holt sie auch zurück; wenn ihr könnt, heißt das.

Und man kam. Achtzig Bauern oder mehr rückten mit Flinten, Sensen, Messern und Beilen gegen Guschka vor. Es gab eine richtige Schlacht. Auch Jegor und Kalgan gingen mit, aber sie hielten sich kluglich im Hintergrunde. Sie hatten kein Interesse, sich für die Fremden die Köpfe blutig schlagen zu lassen. Im Gegenteil, sie versuchten, den anderen das Ausschichtslose des Unternehmens immer wieder klar zu machen.

Und eigentlich mit Recht. Denn Guschka war doppelt so groß als Tojma. So wurden die Bauern aus Tojma bald zurückgedrängt. Wassilij Pawlowitsch fiel durch einen Artilleriebeschuss den Schädel spaltete. Der lange Mja verlor die rechte Hand durch einen Schlag mit einer Sichel. Er verblutete schmächtig. Schließlich gab es eine kopflose Flucht, bei der auch Jegor durch eine nachgeschickte, einlochernde zugebaute Kugel sein Leben lassen mußte.

Das war die Schlacht an der Suchozna im Jahre des Unheils eintaufendneuhundertunddreißig, wo ein paar hundert russische Bauern sich gegenständig verprügelten, blutig schlugen und ermordeten, um dreier österreichischer Kriegsgefangenen willen. In den Zeitungen hat nichts davon gestanden, und es wissen nur die Beteiligten und wenige Eingeweihte davon.

Natürlich waren die aus Tojma nicht ruhig. Es war Blut geflossen, — einer der angesehensten Bauern, Wassilij Pawlowitsch, hatte sein Leben lassen müssen. Keiner jedoch willens, sich in die neuen Tatsachen widerstandslos zu fügen.

Da waren nun ein Paar, die hatten schreiben gelernt, jüngere Leute, mit Ehrgeiz. Und sie verfaßten einen seltsamen, traurigen Bericht an den Gouvernementsowjet in Wologda — einen Bericht, wo viel von Stadelbacher und Österreicher und der Schule und vor allem von Guschka die Rede war. Sogar den toten Krasnow zerrte man ans Licht des Tages. Es war ein Schreiben voll Gift und Galle, eine heftige Anklage gegen das diebische und räuberische Nachbardorf.

Und dann machte sich der Sohn von Wassilij Pawlowitsch, das Schreiben in der Tasche, auf, und unternahm diese vielen, vielen Tagesreisen, um persönlich die Beschwerden des Dorfes in der Gouvernementshauptstadt vorzubringen. Und es war gut so, denn er konnte vieles mündlich erläutern, was aus dem Schreiben nicht recht herauszulesen war.

Es gab zuerst ein gar gewaltiges Gelächter bei den Herren in der Stadt. Aber allmählich wurde man ernster, es kam eine leise peinliche Stimmung auf. Es schien, als wäre es nicht in der Ordnung, daß man dort im Norden einen Dorssowjet aus Kriegsgefangenen gebildet hatte, daß man sich sogar noch darum die Schädel entzwei schlug. Andrej Wassiljewitsch bekam manches grobe Wort zu hören, über die Dummheit, Beschränktheit und Berrücktheit der Bauern aus seiner Heimat. Er stand verlegen da und drehte verständnislos an seiner Mütze. Die Genossen hier — mein Gott, sehr unterschieden von den früheren Herren waren sie eigentlich nicht, dachte er.

„Es ist gut, ihr bekommt Bescheid“, sagte man ihm endlich, wahrscheinlich nur, um ihn los zu werden. Er ging erleichtert, doch nicht ohne Sorge. Wollte man seinen Leuten den gestohlenen Sowjet etwa nicht zurückgeben?

Nein, man wollte es nicht. Man hatte ziemlich große Angst, daß diese tragikomische Affäre etwa auch in Petrograd ruckbar werden könne. Sollte man sich derart blamieren? Ohne Säumen wurde ein halb Dutzend Rotgardisten auf die Zune gebracht, die rascher, als der bäuerliche Geschäftsträger zurücksehen konnte, in Guschka auftauchten. Wo man die abenteuerlich mit Waffen Behängten denn doch mit sichtlichem Respekt empfing. Es gab gar nicht viel Hin und Her, diese Herren Soldaten sahen doch zu bedrohlich aus, ganz fern aller Gutmütigkeit. Noch am nächsten Tage wurde das merkwürdige Kleeblatt ohne Anwendung von Gewalt in bewaffneter Begleitung abtransportiert und die Bewohner beider Dörfer empfangen als letzten Gruß nur ein dreistimmiges „Auf Wiedersehen“ — ein Wunsch, der freilich nicht in Erfüllung gehen sollte. Denn man hatte plötzlich bei den maßgeblichen Stellen eine seltsame Eile, die drei Österreicher in ihre Heimat abzuschicken. Womit denn ihre eigenartige Rolle als Dorssowjet endgültig und für alle Zeiten ausgespielt war.

Die Welt der Frau.

Vor Ostern.

Von Josef Mey.

Die gefährlichste Zeit des Jahres für Kinder ist die Zeit vor Ostern. Nicht, weil die Witterung schwankend wäre, so daß man vorgeraten noch Schlittschuh laufen konnte, wo man heute schon Seilchen springt oder mit Marmeln spielt. Nein, das ist es nicht. Es ist das fatale Gespenst der Vererbung, das über den Häuptern der nicht ganz sicheren Schulkinder schwebt. Werde ich vererbt? Wird er vererbt? Wird sie vererbt? So konjugiert man selbst als Schulkind sowie die ganze Familie.

Großmama sagt: „Warum soll der Junge denn nicht vererbt werden? Bei der Begabung? Der Vater steckt schmunzelnd die Begabung, die der Junge natürlich von ihm hat, ein und äußert ein abschließendes: „Wir waren jedenfalls fleißiger, das weiß ich.“ Woraufhin die Großmama lächelt, denn sie weiß es anders. Die Mama bebt seit Wochen. „Das wäre ja eine Schande“, ringt sie die Hände und tröstet sich im Geheimen: „Ich werde mal mit Herrn Dr. Dehmede sprechen, der ist ja sehr nett.“ Der begabte Knabe aber denkt: „Kann mir höchst wurscht sein. Bloß wenn Holl abruist und ich nicht, das wäre faul.“

Die Mädchen-Großmama tröstet: „Ein Mädchen, da kommt es doch gar nicht so darauf an...“, wobei die Mama sie schon unterbricht: „Gerade! Ein Mädchen hat heut' sein Abiturium zu machen, ob es heiratet oder nicht. Keulich sagte zum Beispiel ein ganz besonders netter junger Mann zu mir: „Ich würde nur eine Frau mit humanistischer Bildung heiraten.“ Die Großmama lächelt: „Glaube nicht, daß ich so rückständig bin, ich weiß sehr wohl Bescheid, aber halt du vielleicht...“ — „Ach, von mir ist ja gar nicht die Rede. Außerdem bin ich eine Generation zurück. Jedenfalls soll sie einen Beruf ergreifen.“

Die in Gefahr Schwebende aber denkt: „Wenn es ginge, möchte ich ja sehr gern vererbt werden, aber wenn es doch nun mal nicht geht... Schlittschuhlaufen und Spielen ist doch tausendmal schöner als das dämliche Lernen. Und wenn ich sitzenbleibe, bin ich doch noch ein Jahr länger bei dem süßen Fräulein Ulling in der Klasse. Bloß, wenn Susi dann sagt: „I gitt, hängengeblieben! Sieh bloß mal, was ich für die Vererbung bekommen habe“, und mir dann ihre Armbanduhr zeigt, dann... dann ärgere ich mich tariert.“

O Frühling, hast du niemals daran gedacht, was alles da außer Linden Lützen, Knospen und neuen Kleidern bringt? Schönes Osterfest mit deinem Glockengeläut, bunten Eiern und all dem holden Zauber, warum machst du es den Kindern so schwer?

Kind und Geld.

Kinder sollen Taschengeld haben. — Kontrolle der Ausgaben durch die Eltern. — Das Verantwortungsgesühl wird gemerkt.

Von Elise von Hollander-Losow.

Die Frage des Taschengeldes für Kinder ist immer vielumstritten worden. Die meisten Eltern stehen aber wohl auf dem Standpunkt, daß es ganz gut ist, die Kinder beizubringen, daß sie selber über etwas Geld verfügen können. Dem wichtigen Vorteil gegenüber, daß sie auf diese Weise früh mit Geld umgehen lernen, fällt der Umstand gar nicht ins Gewicht, daß sie etwa nachsüchtig und verschwendetisch werden könnten, weil sie in der Lage seien, kleine Wünsche zu befriedigen. Kürzlich wurde in der Schule in einer der Mittelklassen der Aufsatz gegeben: Mein Taschengeld, und die Kinder setzten auseinander, wie sie ihr Taschengeld anwandten. Eine Dreizehnjährige erging sich außerdem in Betrachtungen über den Wert des Sparens und kam zu der Schlussfolgerung, daß es zwar sehr günstig sei, etwas zu ersparen, daß die meisten Menschen dazu bei diesen schlechten Zeiten aber nicht die Möglichkeit hätten. „Wir Kinder, die drei Mark Taschengeld monatlich haben, versuchen bisweilen etwas zu sparen, und zwar sparen wir meistens für die Weihnachtsgeschenke. Das geht im Sommer eigentlich ganz gut, aber im Winter ist es viel schwieriger. Da möchte man Schlittschuhlaufen und das kostet Geld, oder man ist zu einer Freundin eingeladen und muß mit der Straßenbahn fahren, und das kostet auch Geld. Deshalb ist es sehr schwer, zu sparen, wenn man eine Sparbüchse hat, aus der man das Geld so leicht herausnehmen kann wie aus meiner. Es wäre ganz gut, wenn man eine Sparbüchse hätte, aus der man das Geld nicht herausnehmen kann, und eine andere, aus der man es herausnehmen kann.“

Kindern sehr reichlich Taschengeld zu geben, ist natürlich falsch, aber zwei, drei Mark monatlich sind vom erzieherischen Standpunkt aus durchaus zu verteidigen. Vor allem müssen die Eltern sich darum kümmern, wofür das Kind das Geld ausgibt. Die kleine Dreizehnjährige hat schon recht mit ihrem Stoffsparer: man sollte ihnen wirklich eine Sparbüchse geben, die zertrümmert werden muß, wenn man etwas herausnehmen will. Dann kann eine wirkliche Einteilung geschaffen werden; in die Sparbüchse kommt das Geld, das das Kind von seinem Taschengeld für besondere Zwecke sparen möchte, während es die Summen zurückbehält, die es für seine kleinen Bedürfnisse und Vergnügungen ausgeben will. Die Kinder müssen sich ein paar Hefte, Federn, Lötlöcher, Gummi, Bleistifte und anderen kleinen Schulbedarf kaufen können, auch die kleinen Geburtstagsgeschenke für die Freunde und Freundinnen sollen bestritten werden. Aber das Kind muß unbedingt dazu angehalten werden, Buch zu führen über die kleinen Ausgaben, so daß die Eltern sie jederzeit nachprüfen können. Mogelei bei dieser Buchführung, die natürlich vorkommt, muß bestraft werden, denn sie kann den Grund zu schlimmen Dingen legen. Man kann beobachten, daß die Buchführung, die ja zunächst fast wie ein Spiel ist, dem Kind selber Spaß macht, wie auch die Freude am Ersparnen zu den angeborenen Eigenschaften fast aller Kinder gehört. Dies alles soll man unterstützen, denn damit unterstützt man ja nicht den materiellen Hang des Kindes, sondern man macht es einfach nur lebensfähig. Das Leben verlangt von uns, daß wir jeden Groschen zweimal herumdrehen und uns genau überlegen, wofür wir ihn verwenden. Auch das Kind muß sich überlegen, ob das, wofür es das Geld weggeben will, wirklich wichtig und wünschenswert ist. Kinder, die alles Geld nur für Rührereien und Kinobesuch ausgeben, sind in keinem guten Fahrwasser, und die Eltern sollten beizeiten eingreifen.

An sich gibt es jedem Kind eine Art Verantwortungsgesühl, wenn der Vater ihm Geld anvertraut. Es fühlt sich gewissermaßen in die Reihe der Erwachsenen gerückt, und bald stellt sich der Wunsch des Kindes ein, selber etwas hinzu zu verdienen. Das tut es, indem es zum Beispiel keinen Zucker mehr zum Kaffee nimmt und sich für die Entfalt-

barkeit von der Mutter ein paar Pfennige Schenken läßt; gute Jesuiten bringen ja auch meistens einen Extragroschen in die Sparbüchse, und manche Eltern haben schon die Arbeitslust ihrer Kinder sehr angezogen, indem sie ihnen für jede Eins oder Zwei einen kleinen Geldbetrag versprochen. Dann ist die Freude doppelt, nicht nur über die gute Nummer, sondern auch über den „Klingenden Lohn.“ Man soll nicht sagen, daß diese Art des Ansporns falsch sei — es gibt viele Kinder, denen das Lernen an sich nicht viel Spaß macht, — winkt ihnen aber eine Belohnung, so geben sie sich deswegen viel Mühe und haben den doppelten Vorteil: einerseits bekommen sie etwas Geld, das sie nach ihrem Wunsch und Willen anlegen können, andererseits vermehren sie ihr Wissen und werden mit der Zeit wirklich gute Schüler.

Die Frage: Taschengeld oder nicht, sollte also immer, wenn man überhaupt in der Lage ist, Taschengeld zu geben, in bejahendem Sinn entschieden werden.

Strickstrumpfs Wiederkehr.

Von Inquit.

Haben Sie schon bemerkt? Damen handarbeiten wieder. Nicht in der Abgeschlossenheit ihres Hauses, sondern öffentlich, in Gesellschaft, unter unseren männlichen Augen. Eine sing eines Tages an, irgendein weiblicher Sonderling, widelte was aus dem Papier, sagte: „Entschuldigen Sie, ich muß damit fertig werden bis zu Lotisens Hochzeit“, legte sich ein linnenetes Stück Zeug auf den Schoß, stülpte sich den Fingerhut über und zog seelenruhig den Faden hinter der Nadel her. Eine andere machte es nach. Noch eine und noch eine. Heute ist es schon beinahe üblich geworden und fällt nicht mehr auf. Damen, die auf Besuch gehen, nehmen ihren Handarbeitsbeutel mit. Legen ihn still beiseite, essen und trinken, als wäre nichts besonders los. Sitzen schließlich in der Blandereder, plaudern auch unangefochten, haben dabei plötzlich ihre Häkerei oder ihre Stiderei in den Fingern. Der leidhaftige Strickstrumpf ist noch nicht aufgetaucht. Aber er wird nicht ausbleiben, die Entwicklung drängt auf ihn hin, er steht sozulagen dicht vor dem Durchbruch. Über ein kleines, so werden wir auch die Dame mit dem Strickstrumpf haben.

Wir werden sie dann wieder haben. Denn wir hatten sie schon einmal. Erinnern Sie sich? Es war die friedenvolle Zeit, bevor die Frauenbewegung erfunden wurde, die Zeit der gebietigen, gehässigen und ahnungslosen Frau. Als sie, die Frau, aber angefangen hatte, sich bewegen zu lassen, Himmel, wie geriet das Handarbeiten da in den Strudel der allgemeinen Verachtung! Wie war es rückständig, geschmacklos und lächerlich, über Handarbeiten zu sprechen! Und man sah auch nicht mehr. Schon gar nicht in Gesellschaft, aber nicht einmal unbeobachtet in seinen vier Wänden. Es muß eine ganze Generation herangewachsen sein, die noch nie in ihrem Leben den zierlichen Tanz der Häkelnadel gesehen und noch nie das metallene Geklimper des Bündels Stricknadeln gehört hat. Und jetzt mit einemmal ist der Bann zerbrochen, die Väterlichkeit versloren und die Rückständigkeit ihres Weges

für Schulkinder.
Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



1. Knabenmantel aus leichtem Wollstoff mit Raglanärmeln und doppelreihigem Knopfschluß.
2. Praktisches Schulleid aus zweierlei Stoff, sehr geeignet für Umänderung.
3. Kleider aus blauer Waschseide mit Faltenröschchen Kragen und rückwärts geknotet oder gebunden.
4. Einfaches Schulleid aus rot- und weißgestreitem Bouclé, Glockenröschchen, Lacklebergürtel.

ergangen. Es ist wieder erlaubt, Handarbeiten zu machen, es ist modern, es ist sogar feil.

Aus meiner Jugend, aus der Zeit, da man noch häkelte, ricken und stricken durfte, erinnere ich mich einer gedruckten Behandlung der Frage, warum „unser Damen“ wohl so gern in Gesellschaft von Herren mit der Nadel umgingen. Der Verfasser, der seine Zeit gefannt haben wird, gab folgende Antwort: „Die Damen machen Handarbeiten, damit sie die Möglichkeit haben, unauffällig die Augen zu senken für den Fall, daß in Ihrer Gegenwart eine unpassende Bemerkung laut werden sollte. Es gab also, wenn man dem Verfasser folgen darf, Worte und Wendungen, die unpassend waren; Frauen schämten sich, sie mit anzuhören; und sie schämten sich auch noch ihrer Beschämung und brauchten einen Vorwand, um sich unbemerkt schämen zu dürfen.“

Haben die Frauen also die Handarbeit abgeschafft, weil sie lernten, alles mit anzuhören, und weil sie sich nicht mehr zu schämen brauchten? Und da mit der Wiederkehr der Handarbeit auch die Möglichkeit zurückkehrt, die Augen niederzuschlagen, wird es wieder erlaubt sein, sich über unpassende Bemerkungen zu schämen? Und wird damit der Unterschied zwischen unpassenden und passenden Bemerkungen neu entdeckt werden? Und gehört also das ganze Wiederauftreten des Strickstrumpfs unter die Rubrik Zucht und Sitte?

Der Jugendfreund.

FÜR GRÜBLER: das Geheimnis des Reißverschlußes

Immer mehr bürgert sich an Kleidungsstücken, an Handtaschen, an allen Stellen, da man sonst Knöpfe oder Hefte setzte, der praktische Reiß-Verschluß ein. Es ist wie ein Wunder, man schiebt das kleine Metallstück auf den Zahnreihen der Schließkante hin und her — es ist offen oder zu, je nachdem man es haben will.

Schon mancher hat den Reiß-Verschluß einer Damenhandtasche zurückgehoben und dann gefucht, wo jetzt der Draht, der die Öffnung zusammengehalten hat, wohl hingekommen ist. Rückwärts unter das Futter der Tasche hinein? Oder vielleicht seitwärts? Alles Suchen ist vergeblich gewesen, denn einen solchen Draht — gibt es nämlich gar nicht.

Die beiden Schließkanten halten ganz von selbst zusammen, wenn der Schieber über sie hingehoben worden ist; sie sind fest ineinander verhaakt. Und sie sind getrennt, wenn sich der sie auseinanderbiegende Schieber wieder nach der entgegengesetzten Seite darüber hinbewegt hat.

Die Geschichte ist verblüffend einfach. Die beiden Zahnreihen stehen sich gegenüber, daß jeder Zahn beim Zusammenfügen in die Lücke zwischen zwei andere hineinkommt. Und alle die Zähne haben auf der einen Seite eine Zacke, auf der anderen eine Höhlung, in die diese Zacke genau hineinpast. Jede Zacke von jedem Zahn greift in die



Der Schieber des Reißverschlußes bindet und trennt die beiden Zahnreihen, deren einzelne Glieder rechts mit deutlich sichtbaren Zähnen und Löchern zu sehen sind.

Höhlung des hinter ihm liegenden Zahnes der Gegenseite hinein. Der über die Kanten hinweggleitende Schieber stellt ihn so, daß er sich in dem anderen Zahn festhalten kann. Der Schieber gleitet in der durch die Einschnitte an den Zähnen gebildeten Rille entlang, aber das gleitende Stück ist nicht gerade, sondern in einer genau berechneten Kurve gekrümmt. Beim Hineingehen in die Kurve wird jeder einzelne Zahn gepackt, nach vorn gebeugt, nach der Seite zu, auf der noch Platz ist und die Zähne noch nicht fest aufeinanderliegen. Gleichzeitig wird der Zahn etwas nach oben, also seitlich aus der Reihe heraus, emporgezogen. Da dann der Schieber jeden Zahn einzeln plötzlich wieder losläßt, so schnappt die Zacke in die Höhlung des dahinterliegenden Zahnes ein, der zur Gegenseite gehört. Die Verbindung ist hergestellt.

Allein auf diese Weise entsteht der innige Zusammenhang, der so groß ist, man kann eher die Bänder der Schließkanten zerstören als sie trennen. Erst wenn der zurückgleitende Schieber die Zähne wieder auseinanderhebt, dann ist der Zusammenhang der Kanten gelöst.

Beim Öffnen ist es nämlich genau umgekehrt wie beim Schließen. Die Zähne gleiten der Reihe nach von der anderen Seite her in das gekrümmte Schieber-Stück hinein. Jetzt wird jeder Zahn zuerst emporgehoben und die Zacke springt aus der Höhlung des dahinterliegenden Zahnes heraus. Dann wird der Zahn nach der Seite gebeugt, auf der Platz ist. Die Verbindung löst sich. Der zurückgleitende Schieber macht jetzt dieselben Bewegungen mit dem Zahne wie beim Schließen, nur diesmal in umgekehrter Reihenfolge. Alles geschieht durch den Schieber mit dem pfiffig gekrümmten Gleitstück, das in der Rille entlangfährt. Dabei ist die Krümmung so winzig, man kann sie nur bei sehr genauer Betrachtung wahrnehmen. Der Schieber hat es in sich, er ist das wichtigste Stück der ganzen Vorrichtung.

Es ist furchtbar einfach und furchtbar praktisch — aber die wenigsten begreifen, wie es zugeht.

Gedickte Rände

Aus einer Margarineleiste und ein paar weiteren Brettern läßt sich dieser Wandbücherschrank von modernster Form hübsch zusammennageln. Man kann ihn dann mit Buntpapier bekleben.



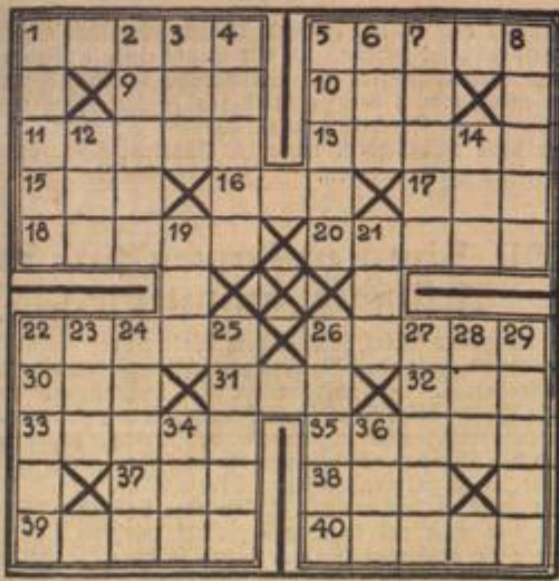
...oder einen Unterfah für die Bretterstücke. Beim Zusammenbau sorgen wir uns etwas Zeit. Zunächst flechten wir einen langen Zopf, indem wir die Bänder über einen Nagel hängen und so miteinander verflechten. Ist ein Bastsaden zu Ende, wird ein neuer eingefügt. Der Unterfah soll 30 Zentimeter lang und 15 Zentimeter breit werden. Wir werden dazu ungefähr 5 Meter Gestrüch brauchen. Ist der Zopf fertig, so legen wir ihn so wie die Abbildung zeigt, zusammen und vernähen die einzelnen Windungen miteinander, so daß sie schließlich ein festes Ganze bilden. Nun flechten wir aus 3 bis 4 Bänden einen dünneren Zopf, legen ihn in Schlangenwindungen das Mittelstück herum und nähen ihn an dem Rand fest.



Rätsel und Spiele.

Schach-Spalte.

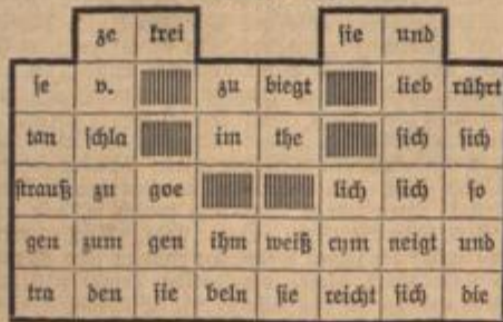
Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten waagerecht: 1. Feingewicht, 5. Tierwohnung, 9. Hohepriester, 10. Eingang, 11. Beleuchtungskörper, 13. Stromzuführer, 15. Strom im westlichen Asien, 16. Pelzwerk, 17. niederes Volk, 18. Gottesdienst, 20. Schlingpflanze, 22. Zuspätschiebung, 26. französischer Revolutionär, 30. Hafendamm, 31. nordische Gottheit, 32. Stammutter, 33. Kapitanname, 35. Fischeier, 37. Singstimme, 38. Abschiedsgruß, 39. geflochtene Weisheit, 40. Blume.

Senkrecht: 1. Versähter Teppich, 2. unentschieden beim Schach, 3. gespenstiges Wesen, 4. Dimension, 5. Metall, 6. Erbart, 7. Wohlgeruch, 8. Zuneigung, 12. englisches Bier, 14. spanischer Adelstitel, 19. Stadt in Belgien, 21. Kreidegebirge auf Kreta, 22. Stinktier, 23. Wappenvogel, 24. Stadt in Irland, 25. Verwandte, 26. Stadt in Tirol, 27. Grundfab, 28. Grußwort des Engels, 29. Nadelbaum, 34. Singstimme, 36. Gedicht.

Rätselsprung.



Besuchskarten-Rätsel.



Wo wohnt der Bräutigam der Dame?

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 68 Silben sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Schiller ergeben.

- a — ban — bach — brei — buk — burg — chen — da — dan — del — del — dels — der — e — eg — ei — em — en — ge — gel — ger — grie — heid — i — ka — land — lat — lauf — le — ma — man — mer — mus — na — ner — ni — nie — no — o — per — ras — rin — ru — rot — sa — sa — se — tan — te — te — te — ten — ten — tim — tu — ur — vi — wald.

Bedeutung der Wörter:

1. Weiblicher Vorname, 2. Stachelier, 3. Näbgerät, 4. Adergerät, 5. Astrolog, 6. Ballensteins, 7. weiblicher Vorname, 8. italienische Hafenstadt, 9. Musikzeichen, 10. Humanität, 11. Küchenpflanze, 12. Ort in Westafrika, 13. Pappname, 14. Balkanstaat, 15. Staatenbund, 16. Teil des Laurus, 17. italienischer Dichter, 18. Küchengert, 19. Burg an der Saale, 20. Schmutz, 21. Tierkrankheit, 22. Stadt in Japan, 23. preussischer Minister der Vorkriegszeit, 24. Stadt an der Meerenge von Gibraltar.

Vielfältig.

Licht und Sonne, Mond und Sterne
Spenden mich dir nah und ferne,
Bin ich aber aus Papier,
Bin ich stets sehr wertvoll dir,
Manchmal auch ein Dokument,
Dran die Wahrheit man erkennt,
Doch in meines Herzens Schrein
Kann ich nie die Wahrheit sein.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht: 1. Nord, 4. Kopf, 7. Seiland, 10. Stein, 12. Lohwe, 14. Seil, 15. Ast, 16. Ei, 17. Patent, 19. Angler, 22. Ave, 23. Maar, 26. Onabe, 27. Berta, 28. Kirip, 29. Eder, 30. Zeit. Senkrecht: 1. Fuß, 2. Rhein, 3. Weil, 4. Knoten, 5. Ede, 6. frei, 8. in, 9. Alfer, 11. Terrain, 13. Wehlar, 15. Ka, 17. Pulver, 18. Agadir, 20. Warge, 21. Egge, 23. Weg, 24. Raft, 26. Ate. — **Rätselsprung:** Noch hatte keine Schäferin mein Herz bejessen, du aber nahmst daselbe hin, doch unversehens meiner Freiheit, Lust und Freude, meiner Schatz auf jener Weide, ich ward verliebt und sehr betrübt. — **Magisches Quadrat:** Delta, Elias, Lissi, Tasse, Arien. — **Silben-Rätsel:** 1. Anemone, 2. Rufus, 3. China, 4. Diarium, 5. Altona, 6. Skorpion, 7. Lotus, 8. Eisenbahn, 9. Jolani, 10. Chinesisch, 11. Tablet, 12. Eigenheim, 13. Balachei, 14. Zuperspekt, 15. Krenschell, 16. Dimitri, 17. Zitrone, 18. Urlaub, 19. Regina, 20. Rauban, 21. Adolf, 22. Santa, 23. Todesstoß, 24. Wohlfahrtsamt. Auch das Rechte wird zur Last, wenn man's nicht mit Lieb' ansieht. — **Denk-Aufgabe:** Man streiche aus der ersten Reihe die Punkte 2 u. 3, aus der zweiten Reihe Punkt 3 u. 4, aus der letzten Reihe den 2. und den 4. Punkt.

Lüpfing & Co.



Bekanntlicher Wunsch.

„Angellager, ich werde Ihnen jetzt die Liste Ihrer Vorstrafen vorlesen!“
„Herr Präsident, dürfte ich mich vielleicht solange sehen?“

Werkwürdig.

„Papa, wozu sind denn da oben die vielen Drähte über dem Hause?“
„Das sind die Drähte für die drahtlose Station, mein Kind!“

Zeichen der Zeit.

Polizist: „Zeigen Sie doch mal Ihren Schein!“
Radfahrer: „Fraschein, Fahrchein, Steuerchein, Anglerkarte oder Jagdschein? Eva, mach doch mal den Ausweisloffer auf!“
(Nebelspalter.)

Aufregende Zeiten.

Jeder Tag hat seine Sensationen, aber wenn ein Tag mal keine Sensationen hätte, was wäre das erst für eine Sensation!
(Passing Show.)



Zweierlei.

„Früher hast du mich vor Liebe aufessen wollen, und jetzt bist du schon böse, wenn du ein Haar von mir in der Suppe findest.“

Tonfilm.

„Berstehen Sie, Herr Kapellmeister, man muß hören, wie die Musik schnelle Fußritte viele Treppen hinauf wiedergibt — dann Klingeln und Klopfen — Fluchen und Schimpfen — und dann langsam die Treppen hinab sich entfernende Schritte.“

„Ja, und wie soll das Stück heißen?“

„Wachtparade der Gläubiger!“
(Berlinske Tidende.)

Familientragödie.

„Belücht Sie denn Ihre Frau garnicht mal hier im Krankenhaus?“

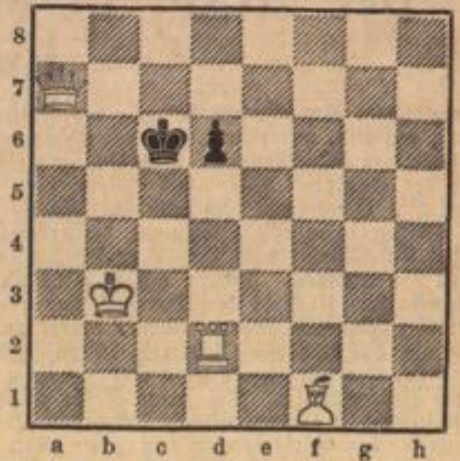
„Nein, Herr Doktor, sie liegt selbst im Krankenhaus!“

„Ihre Frau auch? Das ist ja wirklich eine Familientragödie!“

„Ja... aber Sie hat angefangen!“
(Kire.)

Bearbeitet von Gustav Mohr.

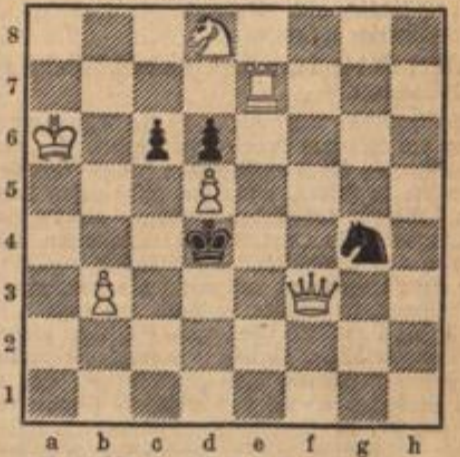
Nr. 20. Otto Würzburg.



Weiß: Kb3, Da7, Td2, Lf1. Schwarz: Kc6, Bd6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 21. A. Regio.

I. Preis „Pasquin“-Turnier.



Weiß: Ka6, Df3, Te7, Sd8, Bb3, d5.
Schwarz: Kd4, Sg4, Bc6, d6.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 14 1. Df7, Nr. 15 1. Dc1. Angegeben von Ingenieur Schmitt, Paul Bürke, Felix Bott.

Turm und Läufer haben ihre besonderen Eigenschaften. Sie beherrschen die Linien, der Turm die Senkrechten und Waagerechten, der Läufer die Diagonalen. Dies offenbart zugleich ihre Besonderheiten. Jeder Läufer bestreicht lediglich das halbe Brett, und die Läufer können einander während eines Angriffs nicht unterstützen, während die Türme einander stützen können. Dies zeigt, daß die Türme die stärkeren sind. Natürlich hängt die Stärke jedes Steines von seiner Bewegungsfreiheit und der Zahl der von ihm beherrschten Felder ab. Da die Türme und Läufer auf Linien wirken, ist die erste Bedingung für ihre Kraft, daß sie solche Linien beherrschen. Wenn sie keine Linie beherrschen, vermindert sich ihre Kraft und kann mitunter bis zur Kraft eines Bauern gemindert werden. Sehr oft versucht der Gegner die entgegengesetzten Figuren in ihrer Wirkung aufzuheben. Er verschließt die Linien, indem er Steine darauf stellt, die natürlich schwächer sind, als die, deren Linien er abschließt. Der Spieler dagegen, der Turm und Läufer besitzt, muß versuchen, die Linien zu öffnen. Wenn die Linie durch einen feindlichen Stein verschlossen ist, kann dieser durch einen schwächeren Stein verjagt werden oder abgetauscht werden. Im letzteren Falle muß man ein Opfer bringen, indem man einen starken Stein für einen schwächeren hingibt, weil eine offene Linie für den Verlust Ausgleich bietet durch Verstärkung des Steines, der die Herrschaft über sie bekommt. Etwas anderes kann sich jedoch ergeben, wenn die Linie durch einen eigenen Stein verschlossen ist, d. h. durch einen Bauern — weil die Versperrung der Linie durch einen anderen Stein durch dessen nächsten Zug aufgehoben werden kann. Wie kann man eine durch einen eigenen Bauern gesperrte Linie öffnen? Durch Vorrücken des Bauern kann man eine Querreihe oder eine Diagonale öffnen, aber nicht eine Längsreihe, die die Hauptlinie der Turm ist. Um eine Längsreihe zu öffnen, muß ein feindlicher Stein durch den auf der Linie stehenden Bauern genommen werden. Die Möglichkeit dazu hängt sehr viel vom Willen des Gegners ab, weil er keinen seiner Steine dem Geschlagenwerden durch diesen Bauern auszusetzen braucht. Man kann ihn jedoch dazu zwingen durch das Opfer einer Figur. Wenn er es annimmt, gibt es dem Bauern die Möglichkeit, die Linie, die er sperrt, zu verlassen. Ein anderer Weg besteht darin, den Bauern zu opfern, der Feind kann jedoch wählen, was für ihn besser ist — das Opfer anzunehmen und die Linie zu öffnen, oder es abzulehnen und die Linie geschlossen zu lassen.

Partie Nr. 11. Gespielt im Russischen Nationalturnier zu Lodz im Dezember 1907.

Weiß: Rotlewski, Schwarz: Rubinstein.

1. d4—d5, 2. Sf3—e6, 3. e3—c5, 4. c4—Sc6, 5. Sc3—Sf6, 6. dxc5—Lxc5, 7. a3—a6, 8. b4—Ld6, 9. Lb2—0-0, 10. Dd2. Besser ist Le2. 10... De7. Das Bauernopfer ist gerechtfertigt. 11. Ld3—dxc4, 12. Lxc4—b5, 13. Ld3—Td8, 14. De2. Jetzt sieht man, daß 10. Dd2 schwach war, denn Schwarz hat den Zug Td8 voraus und ist überdies am Zuge. 14... Lb7, 15. 0-0—Se5, 16. Sxc5—Lxc5, 17. f4. Es drohte 17... Lxh2+, 18. Kxh2—Dd6+ mit Bauerngewinn; besser war aber 17... Tfd1, 17... Le7, 18. e4—Tac8, 19. e5? Der entscheidende Fehler; die Wirkung des eignen Lb2 wird beschränkt, der gegnerische L kommt aber zur Geltung. 19... Lb6+, 20. Kh1—Sg4! Ein kräftiger Zug, eine genügende Verteidigung ist nicht möglich. 21. Le4—Dh4, nun folgt die berühmte Mattführung. 22. g3. Es gibt nichts besseres. 22... Txc3!, 23. gxb4—Td2, 24. Dxc2—Lxc4+, 25. Dg2—Th3! Weiß gibt auf. Ein herrliches Schlußspiel.

Haus, Hof und Garten.

Der März ist die rechte Zeit zum Säen und Pflanzen.

Noch immer ein schweres Ringen der Naturkräfte mit einander, das bald der einen, bald der anderen Seite vorübergehend zum Siege verhilft. Doch sind es meist Rückschläge des Winters unter der Einwirkung steigender Sonnenkraft. Sie triumphiert bald über Schnee und Kälte. Nichts vermag dann das erwachende Naturleben in seiner freudigen Entwicklung noch länger zurückzuhalten. Bereits schwellen die Knospen. Immer größer wird die Zahl der Frühlingsboten. Auch in der Tierwelt, vor allem bei den Vögeln regt sich neues Leben. Immer lauter und freudiger erschallt ihr Jubelgesang. Zahlreich kehren schon die Zugvögel zurück, und alle zögern nicht mehr lange mit dem Beginn des Brutgeschäftes. Die ganze Natur trifft jetzt schon Vorbereitungen zu einem festlichen Empfange des Frühlings.

Auch für den Gartenfreund bringt der März eine Reihe der wichtigsten Gartenarbeiten. Vor allem denke man an die Aussaaten, die rascher und besser in dem noch durchfeuchten Lande keimen als im April, in dem schon Sonne und Wind die Oberfläche des Bodens trocken legen. Aus demselben Grunde wachsen auch die Pflanzen besser an. Darum säe und pflanze man so frühe, als es der Zustand des Bodens erlaubt und warte nicht erst besseres Wetter ab. Selbstverständlich gilt dies nicht für frostempfindliche und wärmebedürftige Pflanzen.

Der März ist die beste Zeit für das Pflanzen junger Obstbäume.

Während das Auslichten und Ausputzen der Bäume mit Anfang des Monats beendet sein sollte, ist nunmehr die geeignetste Zeit für das Pflanzen junger Bäume gekommen. Namentlich in kalten, windigen und nassen Tagen wachsen sie im Frühjahr entschieden besser an als im Herbst. Das gilt besonders für empfindlichere Obstsorten, wie Pfirsiche, Aprikosen und Weinstöcke. Wird das Wurzelwerk sorgfältig in die Erde eingebettet und mit 1 bis 2 Kannen Wasser gut eingeschlämmt, so wachsen sie bald und treiben freudig aus. Die Bäume sind beim Pflanzen kräftig zurückzuschneiden. Auch Beerenträger können jetzt gepflanzt werden. Am vortheilhaftesten verwendet man zweijährige, schon einmal verholzte Sträucher, ebenso nur verholzte Himbeeren, also keine direkt von der Mutterpflanze abgetrennten Ausläufer. Auch die von Johannis- und Stachelbeeren gemachten Winterernte sollten erst ausgepflanzt werden, bevor sie an ihren endgültigen Standort kommen.

Unfruchtbare Bäume sproßt man mit einer ergiebigen Sorte um, wenn alle Mittel, sie zur Fruchtbarkeit zu zwingen, fehlschlagen sind. Die Protophyten sollen von einer bewährten Sorte der näheren Umgebung genommen werden.

Der Anbau verschiedener Frühgemüse.

Trotzdem uns wohl noch kalte Tage bevorstehen, können wir es wagen, den Samen einer Reihe von Frühgemüsen der Erde anzuvertrauen. Allerdings tun wir gut daran, für diese ersten Aussaaten die wärmsten Plätze unseres Gartens auszuwählen. Die Sonne weist uns die geeignetsten Stellen dazu selbst an. Dort, wo ihre Strahlen den Boden am frühesten austrocknen, wie auf der Südseite einer Mauer oder Bretterwand, erwärmt er sich am besten. Das schon im Herbst umgegrabene Land wird zunächst gründlich mit der Hacke umgelockert und mit dem Reil durchgearbeitet, also feinkrümelig gemacht und dann mit dem Rechen geebnet. Schwere Boden muß durch Vermischen der oberen Schicht mit Torfmull und Kompost mül und locker gemacht werden. Für die frühesten Aussaaten kommen folgende Gemüsearten in Betracht:

Frühe Karotten. Borerst bauen wir nur ein kleines Beet davon an, um im Juni zu den frühen Erbsen auch Karotten genießen zu können. Wir wählen eine möglichst frühe Sorte, wie die Gonsenheimer Treibkarotte oder Karotte „Erstling“. Dazwischen kann auch schon etwas Radiesen ausgesät werden. Hierzu eignen sich frühe Sorten, Non plus ultra und Radies rubin, die längst geerntet sind, wenn die Karotten den Platz für sich beanspruchen.

Frühe, niedrige Erbsen. Als solche wählen wir heinemanns Borbote, unübertroffen in ihrer Frühreife und ihrem Ertrage. Im Dezember gelegt, entwickelt sie sich im Frühjahr wider alles Erwarten gut und bringt bereits im Mai einen reichen Ertrag. Um einen Vorprung zu erzielen, kultivieren wir sie im Zimmer oder im lauwarmen Mistbeet in kleinen Töpfen vor und verpflanzen sie ins Freie, wenn sie einen guten Wurzelballen haben. Diese Erbsen braucht bei ihrer geringen Höhe keine Keiser. Die frühen Markterbsen können erst im April gelegt werden, da sie in ungenügend erwärmtem Boden ungleichmäßig keimen und häufig faulen.

Auch die dicken Bohnen (Puffbohnen) können ähnlich wie die Erbsen in Töpfen getrieben und später verpflanzt werden. Eine frühe Aussaat, besonders wenn sie an zugiger Stelle gemacht wird, beugt dem Auftreten der schwarzen Blattläuse vor.

Von Salat säen wir zunächst den Lattich recht frühzeitig an einer geschützten Stelle aus, am vortheilhaftesten recht breitwürzig in Kompost- oder Mistbeete. Wenn er 5-6 Blättchen entwickelt hat, kann schon geerntet werden, da sich auch späterhin keine Köpfe bilden.

Endlich liefert uns auch der Pflücksalat, der ebenfalls schon früh ins reife Land gesät werden kann und wie Kopfsalat behandelt wird, eine baldige Ernte. Er entwickelt etwa 50 Zentimeter hohe Stengel mit zahlreichen Blättern. Diese werden einzeln gepflückt und es bilden sich immer wieder neue.

Bringt die Erdbeerbeete in Ordnung!

Wir müssen jetzt schon ein Stündchen unseren Erdbeerbeeten widmen, um sie in Ordnung zu bringen, damit sich die Pflanzen den Winterschlaf aus den Augen reißen können. Sie brauchen dann die nötige Zeit, um ihre Blütenknospen zu entwickeln und sie rechtzeitig entfalten zu können. Vor allem sollten wir alle dürrn, von Pilzen befallenen

Die Erdbeerbeete sind nach hinreichender Abtrocknung des Landes in Ordnung zu bringen. Dabei werden alle dürrn Blätter und Ranten entfernt, und der im Herbst aufgebrauchte Stalldünger untergegraben. Jedoch darf man dabei die Wurzeln nicht beschädigen.

Auf die Schädlinge ist nach wie vor zu achten. Man vernichtet sie, sobald man sie antrifft.

Erste Aussaaten im Gemüsegarten.

Ist der Boden offen und einigermaßen abgetrocknet, dann kann man auch mit seiner Bestellung beginnen. Ist er jedoch noch naß, so darf er beim Graben Klumpen zusammenballt, dann darf er noch nicht umgespätet werden. Während durchlässiger Sandboden schon frühzeitig abtrocknet, braucht bindiger, schwerer Boden durchweg längere Zeit, bis er derart trocken geworden ist, daß er ohne Nachteil bestellt werden kann. Bei in guter Kultur stehendem Gartenboden, der im Herbst umgegraben wurde, genügt im Frühjahr gründliches Durcharbeiten mit dem Karste. In frisch bearbeitetes Land sind sofort folgende Aussaaten zu machen: vor allem von den langsam keimenden Samen wie Zwiebeln, Möhren (Gelberüben), Petersilie; dann folgen Schwarzwurzeln, Spinat, Salat, Lauch, Radieschen, Puffbohnen und niedere Erbsen.

Mistbeete können jetzt noch angelegt werden. Sämtliche Arten der Treibgemüse, wie Karotten, Rettich und Radieschen, ferner die verschiedenen Kohlsorten, Salat und Sellerie kommen darin zur Aussaat. Ist diese bereits im Februar gemacht worden, so sind die Keimlinge nunmehr auf halb-warme Frühbeete zu versetzen (pflücken).

Auch im Blumengarten sind verschiedene Arbeiten zu erledigen.

Zunächst ist der erhöhte Frostschutz bei den Rosen zu entfernen, damit sie nicht vorzeitig austreiben, namentlich wenn mildes Wetter herrscht. Bleibt die Witterung gelinde, dann dede man die Rosen vollständig ab, richte die Hochstämme auf und nehme den Rückschnitt vor. — Die Beete der verschiedenen Frühlingsblüher sind zu säubern. Die Pflanzen erhalten zur Anschauung des Wachsstumes einen Dungguss. — Die Rasenflächen werden mit einem Holzrechen gereinigt, ihre Ranten abgetrieben und die Wege in Ordnung gebracht.

Von Blumen werden ins freie Land gesät: Kapuzinerkresse, Edelweiden, Rittersporn, Lupinen, Kiebitz u. a. Dagegen müssen Lentosen, Phloxen, Phlox usw. ins Frühbeet oder in flache Schalen ausgefüt werden, die man ans Fenster eines warmen Zimmers stellt. Man sät nicht zu dicht und vereinzelt etwa zu dicht ausgehende Keimlinge beizeiten.

Blätter, ebenfalls die verwelkten Ranten entfernen und so die Pflanzen von unnützigem Ballast befreien. Nicht zu vergessen ist, das Unkraut zu entfernen, das sich seit dem Herbst behaglich eingenistet hat. Man lockert dann das gesäuberte Beet einfach nur mit der Hacke, wenn es bereits im Herbst umgespätet wurde. Wurde aber diese Arbeit verfallen, so muß sie jetzt nachgeholt werden. Da die Erdbeeren flachwurzler sind, muß mit großer Vorsicht zwischen den Pflanzen gegraben werden, damit man nicht die eine oder andere hebt oder ihre Wurzeln beschädigt. Gleichzeitig wird eine Düngung mit verrottetem Stallmist vorgenommen, dem etwas Kali und Thomasmehl zugesetzt werden können. Kurz vor der Blüte entfernt man zum ersten Male die Ranten und bewässert die Pflanzen öfters reichlich. Während der Blüte unterbleibt die Zufuhr von Wasser, da in kalten Nächten die Frostgefahr dadurch namentlich in den Niederungen erhöht wird. Nach der Blütezeit kann man dann wieder besonders bei anhaltend trockenem Wetter durchdringend gießen, was die Ausbildung der Früchte sehr fördert.

Was wird mit dem Schröpfen der Obstbäume bezweckt?

Das Schröpfen der Obstbäume ist eine in Gärtnerkreisen vielfach angewandte Methode zur Anregung neuen Wachstums. Führt man den Eingriff, der in einem Rihen der Rinde an Stämmen und Ästen hauptsächlich junger Bäume vorgenommen wird, richtig aus, so wirkt er wahre Wunder, ohne daß der Baum auch nur im geringsten Schaden davonträgt. Allerdings darf das Holz durch das Rihen keineswegs verletzt werden. Nur die Rinde wird mit der Spitze eines scharfen Messers durchgeschnitten. Das Schröpfen wird am geeignetsten von oben nach unten auf der der Sonne entgegengesetzten Seite des Stammes meist mit einem Längsschnitt bewerkstelligt. Hält man 2 oder 3 Schröpf-schnitte für nötig, so sollten sie nicht zu dicht neben einander laufen. Sie können in Abständen gradlinig, im Zickzack oder wellenförmig verlaufen. Die Arbeit ist im April nach dem wärmischen Saftstrom auszuführen, weil dann bis zum Sommer die entstandenen Wunden bereits vernarbt sind. Der Baum übersteht dann auch unverfehrt den Winter. Kranke, vor allem aber schwache Bäume dürfen unter keinen Umständen geschrópft werden. Auch beim Steinobst ist es mit großer Vorsicht auszuführen, da es nur zu leicht Gummi-schlag hervorrufen kann. Andererseits unterbindet es auch oft diese krankhafte Erscheinung. Hauptächlich wird das Schröpfen bei jungen Bäumen angewandt, deren Kronen durch allzu üppiges Wachstum in einem ungünstigen Gegen-satz zum Stamme stehen, der in seinem Dickenwachstum zurückgeblieben ist. Es liegt daher die Gefahr sehr nahe, daß der Baum eines Tages zusammenbricht, wenn seine Krone nicht gestützt wird. Hier kann nur das Schröpfen das Gleichgewicht zwischen Stamm und Krone wieder herstellen. Es sprengt den Panzer, den die zähe, feste Rinde um den Holzkörper gelegt hat, so daß er sich nunmehr ausdehnen kann. — Wo Wasserschosse anzeigen, daß die Tätigkeit nicht in Ordnung ist, helfen alsbald einige Schröpf-schnitte, die die Saftzirkulation in die richtigen Bahnen lenken und neues, üppiges Wachstum hervorrufen. Frostschäden und Wunden, die durch irgend eine Ursache herbeigeführt wurden und nicht recht heilen wollen, werden durch Schröpfen noch am raschesten dazu veranlaßt. — Endlich können durch

Schröpfen auch schlecht tragende Bäume zur erhöhten Fruchtbarkeit gebracht werden. Da der Baum einen größeren Teil seines Nahrungsstoffes zur Vernarbung der Schröpfwunden verwendet, kommt der Holztrieb ins Hintertreffen, und die Bildung von Fruchtholz wird dadurch gefördert. Erhöht wird diese Möglichkeit, wenn die stärkeren Äste auf der Unterseite gerigt werden.

Die Zimmerpflanzen sind im Frühjahr umzutopfen.

Ausgangs März, je nach dem Wetter auch etwas früher oder später, holt man die Topfgewächse aus den Überwinterungsräumen. Zunächst müssen sie umgepflanzt werden. Die Erde im alten Topf ist verbraucht, sie enthält kaum noch Nährstoffe, und ist deshalb vollständig zu entfernen. Auch die Wurzeln werden mit einem spitzen Holze gelockert, damit die dazwischen haftende Erde abfällt. Als Erde genügt wohl in den meisten Fällen eine nahrhafte Mistbeeteerde, der man ein klein wenig Kalk zusetzt, um ein Ver-sauern zu verhindern. Die einzufüllende Erde soll feucht, aber nicht naß sein. Wird der alte Topf wieder benötigt, so muß er vorher innen und außen gründlich gereinigt werden. Neue Blumentöpfe sind vor ihrem Gebrauch mehrere Stunden in Wasser zu legen. Erst, wenn sie wieder vollständig ausgetrocknet sind, werden sie mit Erde gefüllt, weil sonst die Poren im Ton zum Nachteil der Luftzirkulation zugeschlamm werden. Wichtig ist auch die Auswahl des Topfes. Ganzlich verkehrt ist es, einen zu großen zu verwenden. Er soll vielmehr nur um so viel größer sein, daß der aufgelockerte Wurzelballen bequem hineingeht, und noch so viel Raum zwischen der Topfwand und dem Wurzelwerk bleibt, daß man ihn mit neuer Erde füllen kann. Die Pflanze darf nicht zu tief oder zu hoch im Topfe zu stehen kommen. Sie ist richtig verpflanzt, wenn ihr Wurzelballen 1 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt ist. Nach dem Umtopfen wird mit der Brause tüchtig gegossen, bis das Wasser aus dem Topfe läuft.

Kurz vor oder nach dem Verpflanzen sind die älteren Pelargonien (Geranien), Fuchsien, Heliotrop u. a. zur Erneuerung gedrungener, buschiger Pflanzen einem starken Rückschnitt zu unterwerfen. Andernfalls erhält man im Sommer unehöne, nur an ihrer Spitze belaubte Stöcke, die auch nur am oberen Teile Blüten tragen. Darum ist ein rücksichtsloser Schnitt der meist schon stark ausgetriebenen Zweige unbedingt erforderlich. Es schadet den Pflanzen durchaus nichts, wenn auch ein Teil des alten Triebes dem Messer zum Opfer fällt. In der Regel werden die Pflanzen auf ein Drittel ihrer Länge eingekürzt jedoch so, daß das Auge unter dem Schnitte nach außen steht. Auch vertrocknete, schwache und nach innen wachsende Zweige sind zu entfernen. Bei der Hortensie dürfen die starken Triebe nicht zurückgeschnitten werden, da sie allein die Blütenolden hervorbringen. Sie werden daher nur ausgelichtet.

Rat und Anregung.

Obstbäume brauchen Kalk. Er übt einen überaus günstigen Einfluß auf das Wachstum und die Gesundheit der Bäume aus. Auf kalkreichem Boden bilden sich kräftige Stämme von gedrungener Wuchse und gesundem Aussehen. Kalk beschleunigt die Frühreife und läßt das junge Holz bis zum Herbst austreiben, so daß es gut durch den Winter kommt. Überhaupt sind Frostschäden bei Bäumen, die in kalkreichen Böden stehen, viel seltener als dort, wo es an Kalk fehlt.

Bei Sauerkräutern sollte sich das Beschneiden des Busches oder der Krone nur auf das Auslichten beschränken. Wird zu viel an ihnen herumgeschnitten, so neigen sie leicht zu Gummifluß. Zeigt sich jedoch ein Rückschnitt als unbedingt notwendig, dann nimmt man ihn kurz vor dem Austrieb vor.

Die Baumstämme müssen frei von jedem Pflanzenwuchs, auch von Unkraut bleiben. Die Unterkulturen bringen infolge des Lichtmangels keinen sonderlichen Ertrag und schaden obendrein dem Baume.

Das Gartenland darf niemals umgegraben werden, so lange es noch naß ist. Es bilden sich sonst, zumal wenn die Erde festgetreten wird, leicht Schollen, die bald hart und fest werden und während des ganzen Sommers ein Hindernis für den Pflanzenwuchs sind.

Erdbeeren sind zeitig im Frühjahr, spätestens anfangs April, so lange der Boden noch feucht ist, zu pflanzen. Sie wachsen dann rascher an. Immerhin ist es ratsam, eine Handvoll feuchten Torfmull für jede Pflanze mit der Erde zu vermischen.

Radieschen können schon früh gesät werden. Sie geraten am besten in warmem Boden bei geschützter Lage. Man darf sie auch nicht zu dicht säen. Am besten stopft man die einzelnen Körner flach in die Erde mit einem alleseitigen Abstand von 5 Zentimeter. Rohen Boden bedeckt man mit Mistbeete- oder Komposterde 1-2 Finger hoch und vermengt sie etwas mit dem Gartenboden. Bereits in drei Wochen kann man schon die ersten Radieschen ernten, vorausgesetzt, daß sie gleichmäßig feucht, aber nicht zu naß gehalten werden.

Rosenhochstämme werden im Laufe des Monats März, sobald mildes Wetter eintritt, aufgenommen und beschneitten. Kommt jedoch ein unerwarteter Rückschlag, dann sind sie bereits einigermaßen abgehärtet, daß schon ein leichter Schutz durch Leinen oder Packpapier genügt. Ein längeres Verbleiben der Krone in der Erde wäre schädlich, da sie dann lange, geile Triebe machen, die doch der Schere zum Opfer fallen würden. Es wären dann nur unnütze Nährstoffe vergeudet.

Die Kübelpflanzen, wie Oleander, Lorbeer, Coonymus und Hortensien, sind jetzt aus ihren Überwinterungsräumen ans Tageslicht zu bringen. Sie dürfen aber noch nicht im Freien aufgestellt, sondern müssen erst allmählich an die frische Luft gewöhnt werden. Man stellt sie daher vorübergehend in einen hellen, frostfreien Raum, zum Beispiel einen Schuppen, der in der Mittagszeit zu lüften ist. Nach 3 bis 4 Wochen nehmen sie ihren Standort ganz im Freien ein.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Sonntag, 5. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

So wurde ihr Schweigen ihm ihre Bestätigung. Die Unruhe um sie inmitten dieser südtlich-temperamentvollen angeregten, erwartungsvollen Menge wuchs. Man harrete auf die Ankunft des Königs. Der Zeiger der großen Uhr über der Türe zum Stierkäfig rückte auf Vier. —

Letzten Endes war der einzelne nirgends unbeachtet und unbeobachteter, als in dieser Menge hier.

Er neigte sich ihr noch mehr zu. Sie hörte eine Weichheit in seiner Stimme, die sie vorher nie bei ihm gekannt, nie bei ihm gesucht hatte: „Ich weiß, ich werde dich an ihn verlieren, — widersprich nicht. Glaube mir, ein Mann, der hoffnungslos liebt, hat ein überzeitnes Gefühl gegenüber dem Nebenbuhler. Er steht dir innerlich und in Gleichheit eurer Ansicht auch näher, als ich es tue, obgleich du und ich auf gesellschaftlich gleicher Stufe stehen.“

„Warum sprichst du an dieser Stätte über das alles, Balthasar?“

„Weil ich nicht weiß, wann ich dich wiedersehe. Und ob ich dich wiedersehe.“ Ihr bestremdetes Erschrecken ließ ihn für Momente innehalten.

„Du, meine blonde Madonna Milagro! Wenn mir jemand Licht in meine ewige innere Disharmonie brachte, dann bist du es von Kindheit an gewesen, Milagro! Du bist die einzige in meinem Leben, — die —“

Sein Ton traf sie so sehr, daß ein plötzliches heißes Gefühl sie trieb, ihm irgendwie wohlzutun. „Wir werden auch weiter gute Kameraden bleiben, Balthasar. Nahe Verwandte bleiben, die immer in enger Beziehung bleiben, mit gegenseitiger Freundschaft.“

„Nein, Milagro, das heute wird meine Lebenswende sein! Wenn mir die Hoffnung auf dich entzündet, ergreife ich andere Lebensziele!“ Seine Stimme hatte eine plötzliche Härte, die sie erschreckte.

„Tue das, Balthasar! Wie leicht ist es für einen Jüngling aus deinen Kreisen, edle Wege und Ziele zu suchen!“

Während er sich nochmals um ein Stück näherte, meinte er mit einem unverkennbaren Zynismus: „Ha, wenn du wüßtest, welche Ziele es sind, denen ich mich nun vollkommen zuwenden werde!“

Im nächsten Moment brach ein ungeheurer Jubel rings um sie los. Der junge König erschien in der Mittelloge und trat an die Brüstung.

Die Tausende erhoben sich einmütig von ihren Sitzen, winkten, jubelten, riefen Eviva, schwenkten Hüte und weiße Spitzentäschentücher.

Es war eine spontane, echte Huldigung für die ungeheure Beliebtheit des jungen Monarchen.

Die feurigen Klänge der spanischen Nationalhymne hämmerten durch das weite Rund.

Das Lächeln, unter dem er sich immer wieder verneigte und nach allen Seiten dankte, war voll schlichter, natürlicher Lebenswürdigkeit.

Balthasar stand neben Milagro: „Er ist der Erste seines Landes! Tausende und Abertausende huldigen ihm. Und doch wird auch er einst nichts als ein Häuflein einbalsamierter Mumie sein, — wenn er draußen im Esforial bei seinen Ahnen ruht! Ein hilfloses Gerippe.“

Sie schwieg, weil es ihr bei seinen Worten graute. „Weißt du, was das Wort „Esforial“ eigentlich heißt und bedeutet, Milagro?“

„Nein!“ meinte sie und wandte ihm nun ihr Gesicht zu, während sie sich beide wieder mit den Tausenden niederlegten.

„„Esforial“ heißt „Scherbenhäufen“, meine Liebe! Und Philipp II. hatte einst, als er den „Esforial“ als sein Lebenswerk droben in der Sierra Guadaerrama als Schloß, Kloster und Mausoleum zugleich erbaute, einen lichten Moment. Das Mausoleum der Könige von Spanien steht auf dem „Scherbenhäufen“! Und der Tag naht, an dem auch der Thron der Könige hier ein Scherbenhäufen ist!“

„Balthasar — ich bitte dich, rede nicht in dieser Weise weiter — nicht hier! Nicht heute!“

„Eines muß ich dich auch noch fragen, Milagro. Weißt du, daß draußen in der Marmorrotunde, in der draußen im „Esforial“ die spanischen Könige ruhen, die letzte der Nischen für den jetzigen König bereit steht? Und daß mit seinem Sarge sich die königliche Rotunde schließen wird?“

Milagros Finger schlossen sich krampfhaft im Schoß. Sie blickte nach ihrer Mutter. Es war ein Wunder, daß sie, — noch immer im Gespräch mit den Logenachbarn — nichts von der Unterhaltung mit Balthasar aufgefangen hatte.

Sie versuchte es noch einmal mit gütiger Überredung. „Komm, sei friedlich, sprich von andern Dingen, Balthasar. Und dann —“

Aber sie brach ab, die Worte entfielen ihr, wie sie jetzt den Blick gewahrte, mit dem Balthasar zur nahen Königsloge hinüberstarrte.

Ein Blick, der ihr hemmungslos zu entschleiern schien, was in seinem Innern ruhte. Ein Blick, dessen Ursachen, Stimmungen aus tiefsten Niederungen stieg —

Ihr graute unfählich.

Aber im dunklen, impulsiven Gefühl des Weibes, retten, hinaufziehen zu müssen, stahl sich jetzt ihre Hand in seine herabhängende Rechte.

Eindringlich rief sie leise bittend seinen Namen.

Da erhob er sich und zog ihre Hand an seine Lippen: „Leb wohl, Milagro! Meine liebe — blonde, teure kleine Milagro!“

„Bist du nicht bleiben? Wirst du wieder abreisen?“

Er zuckte die Achseln. Aber sie sah, wie er an einer leidenschaftlichen inneren Erschütterung würgte.

„Wohin willst du?“ drängte sie leise und geängstigt. Da kam wieder sein zynisches Lächeln: „Vielleicht hörst du es! Vielleicht auch nie!“

Trotz seiner äußeren Haltung brannten seine Küsse auf ihrer Hand. Sein Temperament loderte wieder bis zur Wildheit.

Keines Wortes mehr mächtig, unterließ er jetzt die selbstverständliche Höflichkeit, sich auch von ihrer Mutter zu verabschieden. Er verließ schnell die Loge.

Gleich darauf sah sie Balthazar unter den Nachzügler verschwinden, die in den schmalen Gängen ihre letzten Plätze aufsuchten.

Ein Ausruf entzückter Überraschung flog durch die Menge und riß die Aufmerksamkeit wieder zur Arena. Aus dem frisch geöffneten Holzportal war ein Reiter in die Arena gesprengt.

Miguel!

O, wie sie ihn liebte! — Hatte er schon draußen auf den Weideritten eine ungewöhnlich gute Figur gemacht, so war er jetzt das vollendete Bild des edlen, schönen und feurigen Caballeros. Er trug heute einen hechtgrünen, breitrandigen Andalusierhut aus feinstem Filz. Die Form des hohen Kopfes mit dem Kinnriemen verlieh dem länglichen Gesicht mit dem ovalen Kinn ein gutes Relief. Die hohen, gelben, weichen Schaffstiefel waren an den Knien verziert mit je einem Bündel feingeknüpfter Lederstreifen. Die Füße steckten in breiten, etwas plumpen Steigbügeln, wie man sie im Mittelalter beim Turnier hatte und in Andalusien noch liebte. Über die engen, langen, hechtgrünen Beinkleider, die zum hechtgrünen Bolero harmonierten, fielen zwei sehr breite, schürzenähnliche Lederstücke zum Schutz gegen die Angriffe der Stierhörner.

Auf einem Rappen, einem auserlesenen Tier der herzoglichen Züchtereien, sprengte Don Miguel jetzt so gleich vor die Königsloge und schwenkte den großen Andalusierhut mit einer Geistes unvergleichlicher Ritterlichkeit, zum Gruße und als Bitte, das Turnier nun beginnen zu dürfen.

Nach alter Sitte wurde dieses Ersuchen gewährt, als ein großer Schlüssel aus der Königsloge jetzt im Bogen in den Sand der Arena fiel. Einer der Stallknechte hob ihn auf und lief zum Tor des Stierkäfigs, um diesen nun mit dem Schlüssel zu öffnen.

Die Blicke von fünfzehntausend, vor Erwartung fiebernden Zuschauern lagen nun auf der Arena, denn man spannte auf Ungewöhnliches. Sonst zog die Schar der Matadore und Stierkämpfer im goldstrotzenden, altspanischen Kostüm in Begleitung der drei berittenen Vitadore ein, gefolgt von ihren zahlreichen Helfershelfern.

Heute war Don Miguel der einzige, der den Stier in der Arena erwartete, ohne Helfershelfer, die den rasenden Gegner im gewagten Moment abzulenken vermochten! Er war einzig auf sein gutes Pferd, seine vorzügliche Reitkunst, und — seine lange Lanze angewiesen!

Mit dieser ungeheuren Gefahr erhöhte sich die Spannung, der Reiz des Neuen, der Nerventitel, den die Spanier in erster Linie bei diesen Veranstaltungen lieben.

Sekundenlang atemlose Spannung, nachdem das Tor des Stierkäfigs geöffnet stand. Da — wälzte sich der Stier heraus, ein brauner Kolos von auserlesener Kraft und Schönheit! Er raste bis zur Mitte der Arena und blieb dann, geblendet von dem Sonnenlicht, überrascht von der rings wippenden, unruhigen tausendköpfigen Menschenmenge, stehen. Vorher war er stundenlang in einem vollkommen dunklen Verlies gehalten worden.

Miguel erwartete zu Pferde an einer Seite der Arena den Angriff des Gegners. Ach, wie manchmal schon war er mit diesem herrlichen jungen Kampfstier draußen auf den Weiden unter der Sonne von Andalusien dahingetobt.

Jetzt erblickte der Stier das Pferd. Im Pferde sah er seinen Gegner, nicht im Reiter! Mit tiefgefuntem Kopfe stürmte er nun auf den Rappen zu. Ebenso tief gekentert erwartete ihn die eingelegte Lanze —

Da — ein Zusammenprall von Reiter, Ross und Stier! Nur im Bruchteil einer Sekunde sich berührend.

Dann sprengte der Rappe davon, ohne daß ihn die Hörner hätten tatsächlich erreichen können. Aber dafür sah die Spitze der Lanze nun im ungeheuren Mustelwulst des Stiernackens.

Ein aufjubelnder Schrei ringsum löste nun die gespannte Begeisterung über die vollendete, sichere Reitkunst des Don Miguel.

Noch zweimal wiederholte sich dieser Vorgang. Noch zweimal placierte der Reiter neue Lanzen in den Stiernackens im Moment des Auseinanderprallens. Damit war die Vorbedingung zur Erlegung des Stieres gegeben.

Don Miguel stieg ab.

Wie hingezaubert erschien plötzlich die lange spitze Degenklinge, auf der sich das Sonnenlicht brach. Sekundenlanges Zielen, sekundenlanges Abwarten, — um dann beim nächsten Angriff des Stieres ihm ebenfalls entgegenzulaufen und ihm beim doppelt starken Anprall mit aller Wucht den Degen bis an den Knäuel in den Nacken zu pflanzen.

Nur noch der Degenknäuel leuchtete aus dem braunen Fell. Abermals allgemein ringsum eine gebannte, atemlose Spannung, — dann ein Taumeln der vier mächtigen Körperhäulen — ein hilfloses Scharren im Sand — und zuletzt plötzlich ein völliges Zusammenbrechen des mächtigen Kolosses.

Die größte Kunst und das schwierigste, zugleich gefährlichste Wagnis, den Degen dem Stier unmittelbar bis ins Herz zu stoßen, ohne selbst in den Bereich seiner Hörner zu kommen, war Don Miguel restlos geglückt.

Unter frenetischem Jubel brach nun eine Anzahl von Männern unten in die Arena, sie öffneten sich die Tore in der Umfriedung oder schlangen sich über die hohen Holzplanken. Man hob Miguel auf die Schultern und trug ihn rund um die Arena, während er seinen Hut zum Gruße und Danke schwenkte, und ihm unter Händeklatschen, Zurufen, Blumen, Hüte, ja selbst Spazierstöcke und Damenfächer als Zeichen restloser Huldigung zuflogen.

Die spontane Huldigung dieses jungen Reiters, der den Stierkampf auf seine Weise in eine vornehme und edlere Sphäre gehoben, als er bisher üblich war, fand ihre Krönung in der Aufforderung und Einladung des Königs, in seine Loge zu kommen.

Unzählige Augen ruhten nun auf Don Miguel, wie er vom König begrüßt und durch Anerkennung und liebenswürdige Ansprache ausgezeichnet wurde. Die Männer lobten seine vollendete Reitkunst, seine Geschicklichkeit, seine Haltung. Die Frauen bewunderten seine Eleganz, die Vornehmheit seines Auftretens, seine feurige andalusische Männerschönheit!

Keiner unter den Tausenden ahnte, daß die Turnierfreudigkeit der Herzöge von Altamira, die einst seinem König Karl I. auf dem Marktplatz zu Valladolid beim Stierkampf das Leben gerettet, im Blute Don Miguels wieder aufgelebt war — diesem verwehten Sproß aus herzoglichem Hause!

Milagro erwachte wie aus einer körperlichen Erstarrung. Wohl sah auch sie die Schönheit seiner Haltung, seiner Gesten, seiner Kampfweise. Aber die Angst um sein Leben inmitten dieser ungeheuren Gefahr, der es feurig trockte, beeinträchtigte den Genuß.

Ihre Hand stahl sich, vollkommen erkaltet, wie hilfesuchend in die der neben ihr sitzenden Mutter. Ihre Lippen schienen blutleer, ihre Augen starr.

Wenn Beronika bisher schon mehrmals von der Rettung ihrer Tochter zu Miguel ahnte, so empfing sie jetzt Gewißheit.

Aber nun kam die Befreiung aus dieser Fessel angstvollen Bangens. Die Jubelschreie der gewaltigen Zuschauermenge lösten Milagro aus einem Bann.

Im Moment, als der Monarch den jungen Kämpfer nach huldvoller Auszeichnung und Unterhaltung wieder aus seiner Loge entließ, warf Miguel einen Blick zu Milagro. Da preßte sie die Hand der Mutter und bat: „Laß uns jetzt schnell auf den Gang hinausgehen, — ehe die anderen hinauskommen. Miguel wird uns draußen begrüßen wollen, da wir hier unzähligen Blicken ausgesetzt wären!“

(Fortf. folgt.)

Illusionen.

Von Roderich Febr. v. Dmpteda.

„Jawohl, gnädige Frau, ich habe alles eingepackt: Marons glacés, Eclairs, Baisers d'Harlequin. Und wünschen gnädige Frau die Fondants in der Goldpackung oder Porzellanboxenfüllung?“

„Das ist mir gleich! — Nein, geben Sie schon die Dose!“

„Ganz wie Sie befehlen, gnädige Frau!“

„Bringen Sie mir auch ein Glas Sherry! Ich bleibe noch!“

„Bitte sehr. Vielleicht nehmen gnädige Frau drüben Platz? — Vielleicht dort?“

Frau Hedi wählte ein rundes Tischchen. Es schlug drei.

„Und wo ist Pablo? — Warum kommt er nicht? — Natürlich ist er unpünktlich, wie alle Zwanzigjährigen! Aber man muß ihn lieben, schon seiner Jugend wegen! — Ja, die Jugend, sie ist der köstlichste Besitz auf Erden! Mein guter alter Vater, der liebte auch die Jugend. Ich erinnere mich, daß er einmal einem armen, kleinen Blumenmädchen Geld gab ohne ihm etwas abzulaufen und dabei sagte: „Da, nimm das! Ich schenke es dir, weil du jung bist.“ — Also Pablo, man muß dich lieben. Mit der Liebe einer weiten Seele, eines großen Herzens. Mit der Liebe, die Berge verseht. Mit der Liebe, die alles erträgt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet. Auch deine Kühnheit, mich hierher zu bestellen, Pablo, und nicht zu kommen, diese Unvollkommenheit deines Gebarens, diese charmante Ungezogenheit liebe ich. Denn sie verrät deine Jugend. Und deine im Sport veredelte Gestalt, die liebe ich auch. Sie ist ja die Ursache der anmutigen Bewegungen deines jungen Leibes, der Blicke fesselt und Bekanntschaften knüpft. Aber glaube mir, schöner Jüngling — warum kommst du nicht, ich warte nun schon eine halbe Stunde vergeblich —, ich liebe dich nur mit dem Herzen wie eine Mutter; meine Seele, mein Gemüt verlangen nach dir. Ich will dir immer helfen, wenn du in Not bist, mögen dich Geldsorgen, Frauen oder anderes quälen. Wirst du kommen, wirst du mir ein klein wenig von deinem Atem schenken? Siehst du, ich verlange nicht viel, aber sehen muß ich dich wenigstens, einen Blick fangen, deine Gegenwart spüren. — Und nun kommst du nicht, du verspätest dich, — ich weiß schon, es ist das Vorrecht der Jugend, sich zu verspäten — aber du mußt nun schon kommen, mich nicht unnötig neugierigen Blicken aussetzen, mich nicht unnötig fränken, demütigen, wo mein Herz sich dir öffnet, zu dir spricht, wo mein Herz dich mit seiner Liebe locken will. Hörst du, Pablo? Hörst du? — Ah, Herr van Geneven, Sie hier!? Wie kommen denn Sie um diese Stunde in diese Konditorei? Ich hatte Sie ja gar nicht bemerkt!“

„Ich sitze Ihnen schon eine Weile gegenüber, gnädige Frau, eine ganze Weile. Aber Sie haben mich nicht gesehen. Ich habe Sie auch begrüßt wie es der alte Herr van Geneven zu tun pflegt, dessen Manieren niemals verjagen. Er begehrt keine „saut pas“.

„Lieber Herr van Geneven, ich wage Ihre Vorzüglichkeit in allen Dingen des täglichen Lebens niemals anzuzweifeln!“

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen sehr für Ihre reizenden Worte. — Übrigens, Sie fragten mich soeben, wie ich hierher käme? Nun, ich sage es Ihnen ganz offen: ich bin hierher bestellt. — Ich erwarte Hortense!“

„Hortense?“

„Ja, Hortense! — Gestern abend, als wir beide gemeinsam die Botschaft verließen, als ich Sie nach Haus brachte, noch erregt von unserem dramatischen Bridge-Schluprobber, da schwärmte ich Ihnen auch von Hortense vor, von dieser zwanzigjährigen kleinen Berliner Zauberin, die durch ihre Jugend und Schönheit alle Herzen betört. Sie waren ganz meiner Meinung. Auch Sie fanden Hortense entzückend. — Also um Ihnen die Wahrheit zu sagen, zu wiederholen: Hortense hat mich hierher bestellt, sie muß jeden Augenblick kommen. — Fräulein! Haben Sie auch das Paket zurechtgemacht, so wie ich es sagte: Marons glacés, Eclairs d'Harlequin und Fondants?“

„Ganz wie Sie es wünschten, Herr van Geneven“, gab die Verkäuferin zurück.

„Es ist gut! — Bringen Sie mir nun auch endlich das schon lange bestellte Glas Sherry! — Gnädige Frau, entschuldigen Sie bitte diese kleine Unterbrechung. Was ich sagen wollte — ja, Hortense, nicht wahr, man muß sie lieben, mit ihren zwanzig Jahren. Man braucht sie nur anzuschauen. Man muß sie lieben, schon ihrer Jugend wegen. Meine gute alte Mutter, die liebte auch die Jugend, ich erinnere mich, daß sie einmal einem kleinen, armen Straßen-

jungen Geld gab, ohne ihm seine Streichhölzer abzulaufen und dabei sagte: „Da nimm' das! Ich schenke es dir, weil du jung bist.“ — Also, man muß Hortense lieben. Mit der Liebe einer weiten Seele, eines großen Herzens. Mit der Liebe, die Berge verseht, die alles erträgt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet. Auch die Kühnheit, mich hierher zu bestellen und nicht zu kommen, diese Unvollkommenheit ihres Gebarens, diese charmante Ungezogenheit, die liebe ich. Denn sie verrät ihre Jugend. Und ihre im Sport veredelte Gestalt, die liebe ich auch. Sie ist ja die Ursache der anmutigen Bewegungen ihres jungen Leibes, der Blicke fesselt und Bekanntschaften knüpft. Aber, warum kommt sie nicht? Ich warte nun schon eine halbe Stunde vergeblich — ich liebe sie nur mit dem Herzen, wie ein Vater; meine Seele, mein Gemüt verlangen nach ihr. Ich will ihr immer helfen, wenn sie in Not ist, mögen sie Geldsorgen, Männer oder anderes quälen. Wird sie kommen, wird sie mir ein klein wenig von ihrem Atem schenken? Nicht wahr, ich verlange nicht viel; aber sehen muß ich sie wenigstens, einen Blick fangen, ihre Gegenwart spüren. — Und nun kommt sie nicht, sie verspätet sich —, ich weiß schon, es ist ein Vorrecht der Jugend, sich zu verspäten —, aber sie muß schon kommen, mich nicht unnötig neugierigen Blicken aussetzen, mich nicht unnötig fränken, demütigen, wo mein Herz sich ihr öffnet, zu ihr spricht, wo mein Herz sie mit seiner Liebe locken will!“

Herr van Geneven hatte geendet. Wohl auch die Langmut der wekkenden Frau Hedi.

„Niemand kommt, ich glaube, wir haben verspielt“, flüsterte sie in Schmerzen.

„Ja, wir sind wohl fehl am Ort“, gab Herr van Geneven enttäuscht zurück.

„Wir wollen gehen!“

Geneven erhob sich zitternd. Sie gingen die Linden entlang, durch das Brandenburger Tor. Er winkte einem Auto.

„Nein“, gebot Frau Hedi, „begleiten Sie mich durch den Tiergarten! Ich muß Sie sprechen!“

Er folgte. Und sie promenierte durch die Anlagen.

Am Denkmal der Königin Luise sagte plötzlich Frau Hedi:

„Nicht wahr, mein Lieber, wir sind kuriert? Wir bleiben in Zukunft hübsch zu Hause! Patience legen ist sehr unterhaltend und mittags mit einem abgegangenen Diplomaten frühstücken ganz amüsan. Also: wir haben unsere Zerstreuung, unser Vergnügen. Aber Hände weg von der Jugend! Geben wir uns keiner falschen Hoffnung hin! Bleiben wir auf unserem Parkett! Es ist zwar etwas abgenutzt, doch noch nicht abgestumpft. Auf dem frisch gewachsenen Boden der Jugend aber, lieber Geneven, haben wir nichts mehr zu suchen. Sonst schlagen wir hin und beschädigen unsere spröden Knochen. Wir haben gelebt, geliebt! Machen wir der Jugend Platz! Begraben wir unsere Illusionen, insonderheit die des Herzens!“ Und zu ihm aufblidend, schloß sie: „Hab' ich recht?“

Geneven blieb stumm. So glaubte er am besten seine Erregung zu verbergen.

Und als sie im Begriff waren, die Tiergartenstraße zu überqueren, in der Dämmerung vorsichtig auslugend, glitt an ihnen ein zweifelhiger wundervoller Mercedes-Wagen vorüber, am Steuer Pablo, zu seiner Rechten Hortense.

Herr van Geneven starrte Frau Hedi an. Im Lichte der Lampen sah er glühende Tränen.

Da berührte er ihren Arm, fast zärtlich, und sagte: „Wie jung Sie sind, daß Sie noch weinen können!“

Die Nachtwandlerin.

Skizze von Paul Dahms (Landsberg).

Maron saß in seiner engen Mansardenstube und schaute versunkenen Blickes nach dem gegenüberliegenden Hause. Er lenkte den Blick nicht von dem Fenster. Als warte er dort auf das Erscheinen eines Menschen. Vergebens.

Ja einst, da zeigte sich dort drüben immer ein schmales Mädchengesicht mit großen Augen, das lieb zu ihm herübergrüßte. Ja einst... Der Platz an jenem Fenster blieb leer. Das Mädchen, seine Geliebte, war tot, begraben. Und er, ihr Mörder, blieb unbehehligt, saß hier frei, trotz der Anklagen, trotz seinem eigenen Geständnis vor den Richtern.

Wenn Maron die Vergangenheit überdachte, wenn die Gedanken in der einen Nacht, der schrecklichen Nacht halt machten, dann vergrub er sein Gesicht in beide Hände und schrie auf in wildem Schmerz.

Maron war ein Musiker, der sich karglich durch das Leben schlug. Der seine Geige über alles liebte. Im Ringen um die hohe, wahre Kunst war er nicht die breite Bahn leichter Darbietungen gegangen, sondern seiner Überzeugung treu geblieben, seinen Hörern vom Guten das Beste zu bieten. blieb darum mehr und mehr ausgeschaltet aus den Reihen jener, die auf der Jagd nach dem Gelde in ihrer Kunst versuchten und der Masse dienten. Er wurde nur zu wenigen Auserwählten gerufen. Weilte deshalb oft mit seiner Geige in seinem beschaulichen Zimmerchen unter dem Dach. Öffnete die Fenster weit, ließ die Abendlüfte ins Zimmer wehen und spielte den Schmerz von seiner Seele. Bis zu dem Tage, da drüben ein Fenster sich auftat und ein seltsames Mädchen-gesicht sich zeigte, dessen Augen sein Fenster, die Geige, den Künstler suchten. Still und andächtig lauschte die Fremde seinem Spiel und schickte dankbare Blicke herüber.

Maron empfand, daß ihm das Mädchen zugetan war, daß er seine heimliche Liebe gefunden, die ihm das seelenvolle Spiel, die ihm seine kostbare Geige zugetragen hatte.

So fanden sich allabendlich ihre Blicke, ihre Herzen, ihre Seelen beim Saitenspiel.

Und es folgten Tage, da sie sich in persönlichem Beisammensein fanden. Sie gingen oft unter blühenden Linden durch die Anlagen der Stadt. Lachten bei fröhlichem Geklapper, drückten sich an einsamen Stellen leise die Hände und tauchten ihre Blicke ineinander.

Es kamen Tage, da Marthe still und verschlossen neben Maron einher schritt, daß er manchemal bangte, sie trage ein geheimes Leid. Anderntags aber war sie wieder voller Lustigkeit, Frohsinn, Liebe, Glück. — Bis dann jene furchtbare Nacht kam.

Es war schon spät, als Maron noch am offenen Fenster saß und gedankenverloren nach dem Dachfenster seines Gegenübers schaute. Er wußte, daß sie dort drüben in tiefem Schlummer lag.

Eine drückende finnbetörende Sommernacht lag über der Erde. Zwischen dunkelblauen Wolken stand der Mond. Über-schüttete mit mattglühendem Lichte die Erde. Legte helle Streifen in dunkle Straßen, floß um die Häuser mit feinem Schein und breitete weite Veden über das schiefergetäfelte Dachwerk der Häuserreihen, von denen gnomenhaft Schornsteine und kleine spitze Türmchen sich in die hellblaue Nacht reckten.

Auf einmal erwachte Maron aus dem Versunkensein. Denn da drüben an dem dunklen Fenster des Zimmers sah er Marthe. Hatte er sie durch die Gedankenübertragung aus ihren Träumen gerissen?

Langsam öffnete Maron sein Fenster ganz weit. Eine störrische Überraschung wollte er seiner kleinen nächtlichen Fee bereiten, nach seiner Geige greifen und dann unsichtbar und leise ein Liebeslied spielen. Aber es kam nicht so weit. Maron hinter der Gardine blühte gebannt auf sein Gegenüber. Da stand Marthe im leichten weißen Nachtgewand, und ihr Gesicht war wie aus Elfenbein geschnitten, unbeweglich und starr. Es schien ihm, als hätte sie die Augen geschlossen, als der Mondstrahl blendend seinen Schein darüber legte.

Das Herz Marons klopfte zum Halse hinaus. Die weiße Gestalt erschien wie eine traumhafte Erscheinung im Rahmen des Fensters, zwei lange Arme tasteten nach dem kleinen Türmchen auf dem Dache, die Hände klammerten sich daran fest, und nackte Füße suchten Halt auf dem Schiefergefäßel. Und dann bewegte sie sich leichtfüßig, mehr schwebend als gehend, über das breite Dach.

Nun erst wurde es Maron klar, daß Marthe eine Nachtwandlerin war, daß sie zu jenen unglücklichen Menschen gehörte, die in heißen Sommernächten, wenn der Mond sein Silberlicht über die Erde ergießt, in gefahrdrohenden Höhen träumend über Dächer wandeln.

Arme Marthe!

Maron hätte ausschreien mögen. Und konnte nicht, durfte nicht. Er verfolgte jede Bewegung der Kranken. Sie begann die Füße zu heben, wiegte den Körper und drehte sich, hatte die Arme gebreitet und tanzte. Sie schwebte wie eine Libelle, wie eine Elfe, umflossen vom Mondschein. Immer schneller wurde der Takt, immer lebhafter der Tanz. Und neben ihr gähnte die Straße zwischen den hohen Häuserreihen wie ein gieriger Rachen. Mit ausgestreckten Armen stand Maron zitternd am Fenster. Und konnte nicht helfen. Aber sollte über diesen Menschen nicht immer ein Schutzengel schweben? Sie war so nahe dem Abgrund, so nahe . . . Eine Drehung . . . ein Schritt . . . eine Wendung . . .

Marthe!

Er sah nur noch etwas Weißes vor seinen Augen, hörte noch ein Echo seines wilden Ausschreis von der Straße herauf und brach dann bewußtlos zusammen.

So fanden ihn die Leute am anderen Tage. Von ihnen hörte er, daß Marthe den Tod erlitten hatte. Da stürmte er wie ein Wahnsinniger auf das Gericht und bezichtigte sich des Mordes an dem Mädchen. Er, er allein habe ihren Tod verschuldet, er wollte sie vor dem Abturz behüten und habe sie angeschrien. Da sei das Schreckliche geschehen.

Die Selbstanlage reichte nicht aus. Maron durfte wieder frei von dannen ziehen.

Darum saß er Tag um Tag als ein Neuiger am Fenster und blickte suchend zu dem leeren Fenster hinüber. Und aus seinem Saitenspiel ertönten Klagelieder um ein totes Mädchen . . .

Welt u. Wissen

Fremdenwerbung durch Briefmarken. Transjordanien bleibt für die übrige Welt noch immer ein fast unbekanntes Land. Selbst die Pilgerzüge, die in immer größerer Zahl alljährlich die heiligen Stätten Palästinas besuchen, wagen sich so gut wie nie in das Land jenseits des Jordans vor. Nach einem kurzen Aufenthalt am Toten Meer und an der Stätte, wo Jesus am Ufer des Jordans die Taufe empfing, machen sie fast regelmäßig lehrte und werfen kaum einen flüchtigen Blick auf die Bergkette von Moab, die sich wie das gewaltige farbenglühende Szenarium eines aus Geschichte und Legende gemischten Dramas im Hintergrund aufbaut. Die Regierung des Emir Abdullah von Transjordanien hat sich jetzt zu einer Propaganda großen Stils entschlossen, die nicht nur den Zweck verfolgt, die Vorposten der Archäologen, sondern auch die Reisenden anzulocken, die den nahen Orient von einem Ende zum andern durchziehen. Um dieser Werbung mehr Nachdruck zu geben und gleichzeitig der Staatskasse eine neue Einnahmequelle zu erschließen, hat die Regierung eine ungewöhnlich schöne Serie von Briefmarken herstellen lassen, die vom 1. Februar an ein ganzes Jahr im Verkehr bleiben sollen. Der Bildschmuck dieser Werbemarken bringt künstlerische Reproduktionen der hauptsächlich in Betracht kommenden historischen Stätten, die in überreicher Zahl über das Reich des Emirs verstreut sind. Die Nachricht von der Ausgabe der transjordanischen Briefmarken wird nicht verfehlen, den Appetit der Philatelisten in der ganzen Welt zu wecken. Zwei der neuen Marken sind Erinnerungen an Rom gewidmet. Sie zeigen die Trümmerstätte von Gerasa, die auf die Zeit Alexanders des Großen zurückgeht. Vier andere Briefmarken stellen Kastelle der Araber und Kreuzritter dar. Die Reihe dieser Kastelle wird durch die Ruinen von Kerak, der Hauptstadt des Landes Moab, geschlossen. Das Hauptstück der neuen transjordanischen Briefmarkenserie bildet aber die Marke mit der Ansicht von Petra, der lagenhaften Hauptstadt des Reiches der Nabatäer. Der Bildschmuck zeigt in künstlerisch vorzüglicher Ausführung die eindrucksvollen Reste einer Zivilisation und einer Kunst, von der die Steinblöcke beredete Kunde geben. Der Versammlungsplatz, das Theater, die Opferstätte und der dicht dabei liegende Berg Hor mit dem Grab Arons hinterlassen unauslöschliche Eindrücke. Diese Häufung von bedeutungsvollen Trümmern inmitten des ungastlichsten Teils der Wüste scheint eine Luftspiegelung, die allmählich zwischen den Sanddünen zu zerfließen scheint. Sie ist aber verblüffende Wirklichkeit einer tausendjährigen Vergangenheit, wie sie eindrucksvoller kaum zu denken ist.

Leben in den Meteoriten? Die viel erörterte Frage, ob es außerhalb unseres Planeten Leben in unserm Sinne gibt, wird jetzt durch den Professor der Universität Kalifornien Charles Lipman auf einem bisher unbefahrenem Wege zu lösen versucht. Der Gelehrte behauptet lebende Bakterien in Meteoriten gefunden zu haben, die eben erst aus dem Weltraum auf unserer Erde gelandet waren. Er sterilisierte zunächst die Steine, um alle etwa auf der Oberfläche vorhandenen Lebewesen zu töten und zermalmte dann die Meteoriten zu Pulver. Bei einer genauen Analyse dieses Staubes fand er lebendige Bakterien, die in dem Stein eingeschlossen gewesen waren. Sie hatten augenscheinlich die feurige Reise durch die Himmelsräume überlebt. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Bakterien dadurch in die Meteoriten eingedrungen sind, daß diese lange in der Erde begraben waren“, erklärte er, „den verschiedenen der Steine wurden von mir unmittelbar untersucht, nachdem sie gelandet waren. Die Erscheinung, daß diese Bakterien ähnlich oder gleich den Arten auf der Erde sind, beweist nichts gegen ihre außer-irdische Herkunft, denn es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß solche Lebewesen, die denen auf der Erde ähnlich sind, sich nicht auch auf andern Planeten oder Sternen im Weltraum entwickeln könnten.“